

Matthias Engels

Mann im Schatten

Roman

agenda

Matthias Engels

Mann im Schatten

Roman



agenda Verlag
Münster
2010

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© 2010 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519
info@agenda.de, www.agenda.de

Druck und Bindung: DIP, Witten

ISBN 978-3-89688-425-1

„Über meine Novelle höre ich andauernd von allen Ecken und Enden Beifälliges, ja Bewunderndes. Noch nie war die unmittelbare Teilnahme so lebhaft. Es scheint, dass mir hier einmal etwas vollkommen geglückt ist, - ein glücklicher Zufall, wie sich versteht. Es stimmt einmal alles, es schießt zusammen und der Kristall ist rein!“

– Thomas Mann an Philipp Witkop

1913

Ich hatte die Sache aus Venedig mitgebracht und das Ganze erschien mir anfangs recht sonderbar. Novelle, ernst und rein im Ton, einen Fall von Knabenliebe bei einem alternden Künstler behandelnd. Manche möchten sich bei einem solchen Casus verlegen geräuspert haben, doch empfand ich es als sehr anständig.

Nun, da sich der Tod in Venedig unter den Menschen befindet, nimmt man das seltene Glück, dass ich bei diesem Griff in den Hute hatte, allerorten als Beweis für mein nie bezweifeltes Können. Betrachtet man jedoch die seltsamen Windungen, die das Werk auf seinem Weg zur Werdung beschrieben hat, ist es entweder ein böser Witz oder ein Wun-

der, dass es überhaupt zum Gelingen gekommen ist. Es ist noch nicht lange her, dass mich die Kritiker wegen der Premiere meines Stückes Fiorenza zerrissen und übel schalten. Man schrieb, ich sei ein dünnes, feines Seelchen, dessen Wurzel im Sitzfleisch säße, was mir erstaunlich wenig zusetzte, denn ich war mir durchaus schon bewusst, dass es sich bei dieser Posse um ein Sorgenkind handelt, das nicht leben und nicht sterben kann. Sie war nur einer der verschiedenen Versuche der letzten Zeit, mich in alle möglichen Richtungen zu bewegen, auf der Suche nach einem Weg. So sehr mich das vergangene Jahr gequält hat, ich weiß nun mit der Novelle endlich etwas in meinem

Rücken, das bleiben wird. Meine Reise nach Davos, die noch nicht lange zurückliegt, hat mir Abstand verschafft, wie Reisen es gelegentlich tun. Meine Katia hielt sich dort auf, um ein Lungenleiden zu kurieren und ich brach zum Besuche bei ihr auf, übergab Haus und Kinder für einige Zeit der Obhut meiner Mutter. Der Aufenthalt in dieser entrückten Gegend der Alpen brachte mir Luft zum Atmen und manch buntes Personal für etwas, was noch zu machen sein wird. Pläne, Ziele und Ideen stellten sich, davon ange-regt, ein, eben all jenes, was mir die vergan-gene Zeit fehlte. Um im Bilde zu bleiben: das Tal ist durchschritten, ich weiß es, wenn auch die Hunde noch bellend um meine

Füße streifen und nun geht mein Weg
bergan, steil wohl, doch unaufhaltsam.

Letztlich allerdings verdanke ich es meiner
Flucht ins Freie, nach Italien, die Episode,
die mich das gesamte vorangegangene Jahr
quälte, erfolgreich zum Abschluss gebracht
zu haben.

Italien. Denkt man an die klassische Seh-
sucht geistiger Naturen des nordischen Men-
schenschlages nach dem Süden, so ging es
darin von jeher um die Nähe zur Natur, zum
Licht, zu den Ursprüngen europäischer Kul-
tur. Mir selbst, der bereits diesem Ideal ge-
folgt war und das Glück hatte, mehrere mei-
ner jungen Jahre dort verbringen zu dürfen,

schwebte Ähnliches vor, als ich im Mai 1911, an einem unerquicklichen Punkt meines Lebens, erneut zum Urlaube dorthin aufbrach. Doch begegnete mir in diesem Falle ganz Andersartiges, das im Augenblick des Erlebens befremdlich, rückblickend aber dennoch hilfreich war.

Untrennbar bleibt mir die Situation, in der ich mich nun befinde, der Ruhm, die Anerkennung, die mir zuteil wird, mit dem unrühmlichen Weg dorthin verbunden und letztlich kam mir erst dadurch zu Bewusstsein, dass es einen Gipfel zu besteigen auch des Durchschreitens eines Tales bedarf. Dies Tal war in meinem Fall das frühe Jahr 1911, das mich mit einer Lesereise durch das

Rheinland, das Ruhrgebiet und schlussendlich durch Westfalen geführt hatte, bevor ich mit Katia und meinem Bruder Heinrich aufbrach nach Brioni.

Die Historie versprach uns über diesen Landstrich, am Höhepunkt der Schöpfung hätten die Engel dem Teufel ein Stück Land entrissen und es in eine Gruppe von 14 Inseln vor Istrien gebettet. Dergestalt sei das Eiland Brioni entstanden und läge nun wie ein sonnenvergoldeter grüner Edelstein in der Adria, vom Festland durch ein schmales Band aus reinstem Meerblau getrennt. Vor 2000 Jahren hatten römische Kaiser die Insel zum feudalen Sommersitz gewählt, uns gefiel es nicht sehr. Erstens hatte es keinen

Sandstrand und zweitens war die Erzherzogin von Österreich dort als Kurgästin. Sie hatte die geschmackvolle Eigenheit, immer zwei Minuten, nachdem alle schon saßen, zu Tisch zu kommen. Man aß in dem großen Saal, table d'hôte, an verschiedenen Tischen. Da erhob sich die ganze Gesellschaft, Ausländer inbegriffen, bei ihrem Eintritt, und dann ging sie immer zwei Minuten vor Schluss weg, die ganze Gesellschaft stand wiederum auf. Das war wirklich sehr lästig und verdross Katia, Heinrich und mich sehr.

Mein Unwohlsein an diesem Orte wurde durch eine weitere Nachricht noch entscheidend verstärkt. Schon seit den Tagen unserer

Abreise berichteten die Gazetten wiederholt über die letzten Tage des großen Mannes, dessen Werk mir so viele genussreiche Stunden beschert hatte: Gustav Mahler. Auf Brioni nun erfuhr ich von seinem Tode. Die wenigen Magazine, die in meiner heimischen Zunge zu beschaffen waren, sicherte ich mir sämtlich und fortan betrachtete ich des Öfteren darin sein Porträt. Der etwas zu groß erscheinende Schädel im Verhältnis zur fast zierlichen Gestalt; das am Scheitel gelichtete Haar, an den Schläfen sehr voll und in fast loderndem silbergrau die hohe, zerklüftete Stirn umrahmend; die Brille in die Wurzel der edel gebogenen Nase schneidend und der große, oft schlaff, dann schmal und ge-

spannt wirkende Mund: hier zeigte das Leben seine Kurven und Schleifen, geschrieben in ein menschliches Antlitz mit dem Ergebnis sonderbarer Schönheit. Schaudernd vor der Fülle an gesundheitlichen Misslichkeiten, die in der Lage sind, sich von einem derartigen Geiste zu nähren, verfolgte ich jede neue Nachricht über sein Dahinscheiden. Letztlich war es sein Herz, an dem er starb, aber dem voran waren bereits zahlreiche Entzündungen und hoch peinliche und gefährvolle Vorfälle am Verdauungsapparate gegangen. Er hatte sich nicht geschont, nicht aufgehoben für seine Kunst. Es hatte ihn stets zu weiten Wanderungen und zum Schwimmen in eiskaltem Wasser getrieben,

dazu die physisch äußerst anstrengende Tätigkeit als Dirigent. Kein Arzt, nicht in Amerika, nicht in Paris und letztlich auch nicht in Wien konnte ihm zuletzt noch helfen.

Unvergessen wird mir der Ausspruch einer Wienerin, an seinem Grabe stehend, bleiben, den ein Journalist in seinem Berichte glücklicherweise der Nachwelt überliefert hat: „Jetzt hat er drinnen Ruhe. Dem war auch alles zu klein!“

Die Nachricht über den Verlust wird in meinem Gedächtnis auf ewig mit diesen Tagen auf Brioni verknüpft sein und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass diese Verknüpfung mit dem Tode einer der Gründe war, der mich einige Tage später die Abreise von

diesem Ort beschließen ließ.

Wir verließen die Insel am 26. Mai 1911 und reisten per Schiff nach Venedig. Dort verbrachten wir den Rest der Ferien im Grand Hotel des Bains. In diesem hochherrschaftlichen Hause mit seinen geräumigen und auf das Feinste ausgestatteten Hallen begegnete uns nun manches der bunten Personage, die sich auch im Buche findet, darunter die kleine polnische Familie. Venedig zu sehen war ein Eindruck der besonderen Art. In seiner zum Überspannten neigenden Melancholie, seinem in grellen Farben überpinselten Verfall eine Kulisse, die an einem empfindsamen Geiste nicht wenig zu nagen versteht. Eine Stadt, so fortlaufend vom Versinken be-

droht, das Leben in ihr ein einziges Aufbauen, beinahe eine Unterwelt mit ständig schwappendem schwarzen Wasser, in der sich auch das Individuum auf seinen morschen Pfeilern fortlaufend vom Zerfall umspült empfinden muss.

Eine besondere Sensibilität und Empfänglichkeit für das Zeichenhafte mancher Begegnung befiel mich in diesen Tagen, an diesem Ort. Schon alsbald nach unserer Rückkehr drängte es mich, das in Italien Erfahrene umzusetzen. Etwas Herbes und Strenges, in Gestalt und Gehalt, schwebte mir vor, etwas, das in seiner Offenheit eindeutig und seiner Eindeutigkeit merkwürdig offen verharren sollte. Etwas von mythischem Range.

Klassisch. Ich wollte es vermeiden, auf angenehme Art zu plaudern, ohne viel dabei zu sagen. Was ich zu schreiben bemüht war, sollte dastehen wie gemeißelter Fels: unumstößlich. Ich wollte erstmalig etwas auf Papier setzen, das den Begriff Werk einmal zur Gänze gerechtfertigt trüge, anstatt wie sonst eine Werkstatt auszustellen, in der die abgeschlagenen Brocken noch um den verdorbenen Torso herum verstreut liegen und den Eindruck von Unordnung vermitteln. Alte Pläne dienten sich mir untertänig dazu an. Manch Vorhandenes transformierte sich, die angemessene Form findend, anderes durchdrang den Nebel des Unentschlossenen, legte die Maske des Verborgenen ab und erschi-

en plötzlich in seiner realen Gestalt fast gewaltsam richtig und angebracht. Ein glücklicher Zufall, wie klarge stellt sein soll, aber ein teuer bezahlter. Es soll nicht verschweigen sein, welch bitteres Leiden dem allen vorausging, in diesem elenden Jahre zuvor.

Das Jahr 1911 hatte für Thomas Mann mit einer ausgedehnten Lesereise durch das Rheinland, das Ruhrgebiet und Westfalen begonnen. Maßgeblich war er unterwegs, um sein Werk: *Königliche Hoheit* dem Publikum vorzustellen; den ersten Roman seit den *Buddenbrooks* von 1901.

Aus seinen Notizen:

11. Januar 1911, Abreise von München

12. Januar 1911, Koblenz

Lesung aus Krull und Novellen

14. Januar 1911, Bonn

Gesellschaft für Literatur und Kunst:

Schwere Stunde, *Das Wunderkind*, ein Kapitel

aus *Königliche Hoheit* und als Zugabe einen Abschnitt aus *Tonio Kröger*.

15. Januar 1911, Mülheim/Ruhr

Sehr merkwürdig: ein Nachmittag bei Frau Stinnes in Mülheim!

17. Januar 1911, erneut Bonn

Teilnahme an einer Sitzung der Literarischen Gesellschaft. Kennen lernen des dortigen Kreises. Jemand zeigt mir ein Heftchen: Der Demokrat, mit der Hervorbringung eines Berliner Dichters, über den man spricht: *Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut.....*, grotesk! Mag ihm 1906 bei Walden wohl begegnet sein, keine Erinnerung. Man amüsiert

sich! Wie sagt noch Swift: »Die Satire ist eine Art Spiegel, in dem der Betrachter das Gesicht eines jeden erkennt, nur nicht das eigene.«

18. Januar 1911, Düsseldorf:

Auf Einladung der Literarischen Gesellschaft
Lesung in der Luisenschule: ein Kapitel aus
Tonio Kröger und die Ballepisode aus *Königliche Hoheit*.

- Düsseldorfer General- Anzeiger:

„Schade, dass der Dichter nicht über ein stärkeres Organ verfügt, denn er blieb mitunter unverständlich. Seine Stimme mag für den Salon ausreichen, für die größeren Räume fehlt es ihm an Kraft“

Das Reisen mit der Bahn ist ein treffliches Unternehmen und seit jeher ist mir das wohlige Sitzen hinter dem Glase des Fensters eine Freude, beinahe unbeweglich doch vom Flecke kommend, während draußen die Landschaft vorbeizieht wie eine rollende Theaterkulisse, in der diese Episode, genannt Lesereise, stattfindet. In diesen ruhigen Abschnitten zwischen den eigentlichen Stationen ist es mir leichter zu vergessen, dass ich darin Akteur bin, auf den nächsten Auftritt wartend, ist es mir angenehm, mich als Betrachter des Ganzen zu empfinden.

Eine ungleichgewichtige Reise ging dem voran. Erst ein langes, ruhiges Gleiten durch südliche Landschaft, dann ein Hüpfen und

Springen von Stadt zu Stadt, von Gleis zu Gleise. Von München herauf ohne größere Unterbrechungen und Pausen, bald schon den mystisch rauschenden Rhein erreichend, schrieb der Wagenzug mit mir Kurven und Schleifen entlang des spiegelnden Gewässers auf engen Trassen, gesäumt von mit Wein bewachsenen Hängen. Entlang dem flirrend bewegten Bande des Flusses, angesichts der pittoresken Städtchen, die anmuten wie aus mittelalterlichen Sagen, kam mir so manches vor mein inneres Auge. An Heines Rabbi von Bacherach dachte ich, an Goethe am langen Tische in Bingen, sich labend am guten Rheinwein zum Rochusfest anno 1814 und in der Biegung mit dem so oft besungenen

Felsen war es, als lägen Wagnersche Töne in der Luft und mir selbst der versteckte Schatz meiner deutschen Heimat zu Füßen. Doch alsbald erinnerte mich das Rattern der Räder an den eigentlichen Zweck meiner Reise.

Dann, gen Ende, häuften und verkürzten sich die Aufenthalte. Städtischer ging es zu, die Bahnhöfe größer, das ein und aussteigende Volk bunter und zahlreicher in seiner Erscheinung. Auch ich hatte mich bald einzureihen in die verschiedensten Gruppen, die in dumpfer, tagtäglicher Gewohnheit die Wagen und Orte wechselten. Eine Station hier, eine unruhige Übernachtung dort und weiter ging es, zur nächsten Etappe und der Weg dorthin zu kurz, um sowohl einen land-

schaftlichen als auch einen Wechsel der Stimmung zuzulassen. Eine nächste, fast gleichartige Pause dort, erneutes Händeschütteln, erneutes freudiges Danken und gegenseitige Ehrbekundung, wieder ein bestes Haus mit einer unbequemen Schlafstatt. Dazwischen eher unerfreuliche Darbietungen in größeren und kleineren Sälen, ungerührte Gesichter meist, hier und da von heftigem Husten heimgesuchte oder schwerhörige sogenannte Bildungsbürger im besten Anzug. Bisweilen unruhige Geister, mit den Schuhen scharrend oder unverhohlen gähmend.

Manch Merkwürdiges kam mir in diesen Tagen seit meinem Aufbruch entgegen. Wunderliches menschliches Gemenge. Aber die seltsame Kurzatmigkeit der Reise ließ all das nur wie durch Watte gedämpft an meine Sinne. Schon steuerte ich meinem letzten Ziele entgegen und die farbige Mischung des mir Entgegentretenden würde um einen neuerlichen fremden Ton bereichert werden.

Die Rheinlande waren freundlich, bisweilen bis zur Anbiederung vertrauensselig. Manches an der Attitüde dieses Menschenschlages gemahnte mich an südländische Lebensart. Was heute sich nicht fügt, mag wohl morgen gelingen, schien als Maxime auch

und gerade den höheren Schichten zu gefallen. In den großen, rußigen Städten entlang der Ruhr dagegen war eine slawische Nachlässigkeit bei aller Durchdringung des Alltages von schwerer, gefahrvoller Arbeit nicht zu übersehen. Ascheberge türmten sich entlang der Bahnstrecken, während unweit Direktorenhäuser mit feinstem Zuckergussdekor sich wie Perlen an einer Schnur aufreiheten. Der ständig fallende schweflige Staub blieb nur durch die äußerst rege Geschäftigkeit der Städter nicht in Ruhe und wirbelte umher, so dass der Anblick den ein oder anderen an ein modernes Pompeji hätte gemahnen mögen. Allerorten bewunderte ich die von Menschenhand gefertigten schwarz-

massigen Ungetüme aus grobem, schrundigen Metall. Beinahe vorzeitlich anmutende Foltermaschinen, kraftvoll den Menschen als winziges Rädchen einspannend, der mit dem Einsatz seines Lebens dazu beiträgt, dass die Apparaturen auf das Erstaunlichste nur die ihnen zugedachte Arbeit tun. Eine bedrohliche Form von Wirklichkeit, die sich einem Bewohner des bäuerlichen Bayerns, auch einem der leuchtenden Stadt München, wie eine Theaterkulisse für einen mittelalterlichen *Dans macabre* ausnahm. Der Tatsache zum Trotz, dass der hiesige Wohlstand der Fabrikanten und Direktoren ein junger ist, der explosionsartigen Entwicklung der technischen Möglichkeiten und dem entspre-

chend gewachsenen Bedarf daran zu verdanken, schmückte man sich in deren Häusern mit dem klassischen Repertoire an Pomp und Tand, das den Großbürgern mit mangelhaftem Geschmack seit uralten Tagen als Zeichen der eigenen gut Situiertheit unabdingbar erscheint. Kaum einen Salon zierte nicht die eichene Vitrine mit den in Leder gebundenen, doch unberührten Bänden der Klassiker hinter Glas. Nicht wenig froh war ich, mit meiner bauchigen Reisetasche, darin das Buch des Geheimen Rates, das mir bisweilen trefflich die Zeit vertreibt, in den Waggon zu steigen und diese Gegend Richtung Westfalen zu verlassen. Aber noch eine Weile begleitete mich der Anblick der dicht

gedrängten einfachen Siedlungen, in denen die Arbeiter, bunt an Herkunft, abends bei schlechtem Licht und mangelhafter Speise sitzen und ihr Dasein fristen.

Nun führte mich der Stahl der Schienen aus dem Gedränge der Baracken hinein nach Westfalen, dem bäuerlich kargen Land mit den herrlich schaurigen Wäldern, deren dampfende Feuchtigkeit und unerbittliche Bewohner schon Kulturvölker haben kapitulieren lassen.

19. Januar 1911, Bielefeld

Auf Einladung der Pfeffer'schen Buchhandlung im großen Saal der Gesellschaft Eintritt: Bruchstücke aus *Tonio Kröger, Schwere*

Stunde und Königliche Hoheit.

Das Publikum zu Bielefeld verhielt sich außerordentlich gesittet, ruhig und erwartungsvoll. Mit höflichem Beifall quittierte man meinen Vortrag, um sich denn sofort zu erheben und zu den heimischen Öfen zu begeben. In keiner Sekunde empfand ich auch nur eine Regung eines einzelnen Gemütes über das von mir gelesene Wort. Gepflegte Langeweile schlug mir entgegen und es mag wohl angehen, dass auch ich eine derartige Wirkung vermittelte; unkonzentriert und nicht zum großen Unterhalter aufgelegt in dieser kühlen Stadt. Wie unter Kaufleuten erfolgte der anschließende Handschlag

durch die Organisatoren der Lesung, als sei der Handel zufrieden stellend erledigt, der Name des Autors in der Liste mit einem sauberen Haken versehen. Auf denn zum Nächsten schien mir das mir entgegengebrachte Verhalten zu besagen und so gehen nun auch ich auf zum Nächsten. In das alte, vom Atem der Geschichte mehrfach bewegte Städtchen Münster, dessen Besuch ich nicht zuletzt auch wegen der Möglichkeit zusagte, den geschätzten Ordinarius Seeck von der dortigen Universität anzutreffen.

- Westfälische neueste Nachrichten:

„Der Dichter sieht mit seiner eleganten, schmalen Gestalt und dem kurz geschnittenen Haar und Bart gar nicht dichterisch-phantastisch, sondern eher wie ein Offizier in Zivil aus. Als Vortragender ist er nicht eben glänzend. Ruhige Gleichförmigkeit liegt über seiner Rede. Die zurückhaltende Art ist aber wohl nicht Unvermögen, sondern Wesenseigentümlichkeit.“

20. Januar 1911 , Münster:

Münster nun.

Nachdem ich, in meinem Manuskripte blättern, die entsprechende Stelle gefunden hatte, mit der ich das anwesende Volk zu unterhalten anstrebte, räusperte ich mich

und begann betont und meines Erachtens mit recht gutem Schwunge meinen Vortrag: „Dieses Jahr fand der Hofball früher statt als sonst: schon Ende November, eine Maßnahme, die...“, und bereits hier erklang der gefürchtete, doch fast schon erwartete Ruf nach lautem Vortrag, weshalb ich nach einem weiteren Räuspern erneut, jedoch nun angestrengt die Lautstärke forcierend, mit dem Halbsatze begann: *-eine Maßnahme, die wie man hörte, auf Wünsche innerhalb des Großherzoglichen Hauses zurückzuführen war.*

Im Folgenden begegnete das Publikum den Herren von Bühl zu Bühl, von Knobelsdorff und meinem Prinzen Klaus Heinrich sowie den ihnen widerfahrenden Kalamitäten. Je-

doch stießen weder jene, noch die vielfältigen Schrullen der Komtessen Hundskeel oder der Imma Spoelmann auf sonderliches Interesse der Lauschenden. Mit zunehmender Dauer meines Vortrages ließ ich mich hinreißen, die komischen Seiten der gewählten Szene mit allerlei komödiantischem Ehrgeiz zu betonen, doch bin ich offenbar auch kein begabter Komödiant. Alles Augenrollen, alles Sprechen in komischer Zunge erregte beim Publikum nicht den geringsten Reiz zu lachen. Der Westfale gehe dazu ohnehin in den Keller, hatte man mir bereits im Vorfeld gesagt und dennoch war mir die wundersam zurückhaltende Art dieses Menschenschlages in diesem Momente schockie-

rend. Ich biederte mich an, um die Schwächen meines Werkes zu kaschieren, erniedrigte mich mit schauspielerischen Possen vor den Zuhörern wie vor einem begehrten Weibe. Aber alles bunte Personal meines Stückes, alle gezierte Rede, auch der herrlich peinliche Plausch der Liebenden und der Neid der umstehenden Verschmähten, all das verfehlte jegliche Wirkung auf die hölzernen Mienen der Bürger im Abendgewande. Ich sah Professor Seeck in einer der vorderen Reihen freundlich lauschen, doch möchte ich wetten, wären wir nicht durch unsere ausgedehnte Korrespondenz Vertraute, auch er hätte sich einem dezenten Schließen der klugen Augen nicht widersetzen

können. Auch, dass einige der Honoratioren an unpassenden Stellen lauter lachten als angemessen, half wenig.

Endlich, nach einer schier unendlich erscheinenden Weile, kam ich dem Ende des Kapitels entgegen. Der tragische Tod Raoul Überbeins war mir bisher als eine der besseren Stellen meines Buches im Geiste als Trumpf erschienen, so ging ich mit gutem Mute in diese abschließende Passage. Doch auch die farbige Schilderung des Auffindens seiner Leiche, fünf Wochen nach Neujahr, auf dem dürftigen Teppich seines Zimmers, mit einer Kugel im Herzen, verhallte im schweigenden Saale. Die dramatische Pause, die ich an dieser Stelle setzte, gestaltete sich mit Zu-

nahme ihrer Dauer keines Falles zum spannungsvollen Aufschub für die Zuhörerschaft, sondern lediglich als für mich schmähhlich und unerträglich im Fehlen einer jeglichen Reaktion. So ließ ich den ohnehin gesenkten Blick zurück auf die Zeilen huschen, die ich nun, mich eilend, nur noch zu Ende zu bringen bemüht war.

Ich las: *„So endete Raoul Überbein; hierüber strauchelte er; dies war der Anlass seines Untergangs. Da hatte man es! ... Der friedlose und ungemütliche Mann, der niemals am Stammtisch ein Mensch unter Menschen gewesen war, der hochmütig alle Vertraulichkeit verschmäh, sein Leben kalt und ausschließlich auf die Leistung gestellt und gewöhnt hatte, dass er darum*

alle Welt väterlich behandeln dürfe, - da lag er denn nun; das erstbeste Ungemach, die erste Misswende auf dem Felde der Leistung hatte ihn elend zu Falle gebracht. Wenige bedauerten, niemand beweinte ihn in der Bürgerschaft.“

Mit diesen Sätzen beendete ich meinen Vortrag und empfing mit förmlich geneigtem Rücken den gewohnten zurückhaltenden Applaus wie einen Steinregen, der mich nicht mehr hätte strafen können als diese mir entgegengebrachte Kühle.

Der Abend schloss wie die vorangegangenen mit Dank und Beifallsbekundungen der Organisatoren sowie dem raschem Verlassen der Räumlichkeiten des Realgymnasiums,

aus dessen Hallen ich mich stahl, wie der unglückliche, von tausend Träumen verwirrte Schüler, der ich einst gewesen und dem es wiederum nicht gelungen war, seinen Lehrern Fleiß und Ehrgeiz vorzugaukeln.

- **Auf roter Erde,**

Heimatbeilage Westfälische Nachrichten:

„Die Ballepisode aus der Königlichen Hoheit hatte, trotz aller aufgebotenen komischen Mittel des Dichters, keinen echten Humor gezeigt und keine humorvoll angeregte Stimmung unter den Zuhörenden zu erregen vermocht.“

21. Januar 1911, Münster

Hotel König von England, Prinzipalmarkt 5

In dem mir bereitgestellten, überaus angenehmen Zimmer sitze ich lesend in der hiesigen Presse und finde darin neben vielerlei kleinen und großen Meldungen auch eine Kritik meiner gestrigen Lesung im nur einen Steinwurf entfernten Gymnasium, die den Anlass zur Reise hierher gegeben hatte. Anders als an den zurückliegenden Stationen meiner aktuellen Tournee bemängelt man hier nicht so sehr die wenig inspirierte Art meines Vortrages, sondern geht vielmehr wenig zimperlich mit dem Werk, aus dem ich meine Darbietung gestaltete, ins Gericht.

Wie ich bereits für mich selbst in völliger Klarheit habe feststellen können, ist die Posse unter meiner Hand nicht zu dem geraten, was der Einfall in seiner ursprünglichen Zierlichkeit mir hatte vorschweben lassen. Ich schrieb es bereits dem guten Bertram vor nicht wenigen Wochen, das Büchlein erscheine mir ein bisschen demagogisch, ein bisschen populär verlogen. Mit dieser Gewissheit bereits gefasst, kommt es denn leicht dazu, dass der Vortrag bemüht, anstrengend und angestrengt gerät, der Vortragende selbst, bereits distanziert gegenüber dem missratenen Wort, als ein schon zum nächsten hastender Reisender in einer unangenehmen, doch notwendigen Zwischene-

tappe sich fühlt.

Gänzlich zu Bewusstsein kam mir die Unzulänglichkeit des von mir in schönstem Überschwange begonnenen Buches im Saale der Musik-Festhalle in München im vergangenen September; schrecklich sterblich und hilflos ausgeliefert im dunklen Raume der Premiere von Mahlers 8. Sinfonie lauschend, die dem schwer kranken Komponisten an jenem Abend noch zu erleben vergönnt war. Klemperer, Webern, Wagner, Zweig und Strauss an meiner Seite. Das Ereignis hinterließ tiefen Eindruck in mir. Bei Mahlers Erscheinen auf dem Podium erhob sich das ganze Publikum, darunter die Fürstinnen

Thurn und Taxis, Marietta zu Hohenlohe und die Gräfin Palin von den Sitzen. Lautloses Schweigen. Selbst die Straßenbahnen hatte man angewiesen, langsam und ohne Glockenzeichen an der Festspielhalle vorüber zu gleiten. Es war die ergreifendste Huldigung, die je einem Künstler bereitet wurde. Dann die ersten Töne im Dunkel. Orgel und Chor. Es beschreibt die Wirkung des titanischen Werkes am trefflichsten, was der Schöpfer selbst darüber schrieb: Denken Sie sich, dass das Universum zu tönen und zu klingen beginnt. Es sind nicht mehr menschliche Stimmen, sondern Planeten und Sonnen, welche kreisen. Ein leichter, doch angenehmer Schwindel erfasste mich beim Einsatz des

Veni Creator Spiritus, des Pfingsthymnus,
dessen Zeilen:

Zünd unsern Sinnen an dein Licht,

erfüll uns mit der Liebe Pflicht,

stärk unser schwaches Fleisch und Blut

mit deiner Gottheit Kraft und Glut;

ich mit geschlossenem Auge lauschte und die mich ganz besonders rührten. Es brandete und brauste fortan über mich hinweg wie ein Gewittersturm, mit einer Inbrunst, wie ich sie selten in einem Werk künstlerischer Natur erlebt habe. Nur mit dem Größten ist hier zu messen und tatsächlich folgte nicht weniger als das. Beinahe unmöglich ist es, die Ergriffenheit im Saale zu beschreiben, als das Opus im zweiten Teile meinen geliebten

Doktor Faustus zu Grabe trug.

Alles Vergängliche

ist nur ein Gleichnis ;

das Unzulängliche,

hier wird`s Ereignis,

das Unbeschreibliche,

Hier ist`s getan;...

Im Furor der Pauken und der Posaunen hörte ich die wohl vertrauten Worte wie das allererste Mal und erfasste auf`s Neue ihren Sinn.

In den aufgewühlten Nächten des folgenden späten Herbstes und Winters wurde mir die Kleinheit meines eigenen, armseligen Spieles schmerzhaft deutlich und klar. Gegen dieses

übermenschliche Stück Schaffenskraft, dessen Umsetzung mehr als 1000 Mitwirkende erfordert, erscheint mir mein aktuelles Büchlein wie das verzweifelte Klingeln mit einem einzelnen, tönernen Glöckchen. Nun denn, so bleibt auch die letzte Etappe dieser eher misslichen Reise zum gesamten Bilde passend.

Als Fazit bliebe nun, traurig, doch wahr: Ein Dichter, der nicht wie ein Dichter aussieht, trug an verstreuten Orten, mit ungenügendem Organ und nicht eben glänzend, Dinge den Menschen vor, deren Stimmung er damit nicht anzuregen vermochte. Den nun anstehenden Abschluss dieser Gastspieletappe, einen Spaziergang mit Ordinarius Seeck

durch das vormittägliche Münster, könnte ein jeder Andere als Gelegenheit begreifen, von den Misslichkeiten der vergangenen Woche Abstand zu gewinnen und auszuruhen, ohne jegliche öffentliche Verpflichtung, ohne Erwartungen. Nicht so ich.

Auf das Klopfen des Pagen hin beende ich meine Lektüre und erhebe mich von meinem kargen, kaum berührten Frühstück. Mit einem innerlichen Seufzen ergreife ich Hut und Mantel und begebe mich zur Tür. Der halbwüchsige Knabe in seiner Livree dienert unterwürfig vor mir, dem Dichter, und schlägt den Blick aus hübschen Mädchenaugen nieder. Am natürlichsten schiene es mir,

ihn, der in seiner Jugend von drängenden Misslichkeiten meiner Art noch unberührt ist, aufzurichten und zum Spiele einzuladen. Er ist in diesem Moment der Reinere, der Größere von uns beiden und dürfte gar bestimmen, ob zum Toben auf dem Platze oder zum Verstecken in den Gassen es gehen solle. Doch erwartet mich am heutigen Tage ein anderer Gefährte, dessen Einladung ich zu folgen habe. Ordinarius Seeck erwartet mein Erscheinen in der Halle, bereit, mich zum Flanieren durch sein morgendliches Münster zu entführen.

Seeck ist ein älterer Herr, rein optisch gehört er zu der Sorte Mitglied einer literarischen Gesellschaft, wie man sie allerorten antrifft

und die, der Erfahrung nach, kaum je etwas von der täglichen Literatur zur Hand genommen, vielmehr ihren Ruf und ihre Berufung anderer, unbestritten großer Verdienste wegen zugesprochen bekommen haben. Dennoch machte er bereits am gestrigen Abend einen angenehmen Eindruck auf mich. Höflich und beizeiten mit unterhaltendem Humor, dazu fast gänzlich frei von allzu großer Unterwürfigkeit gegenüber mir, dem Gast, dessen Produktion ihm, in diesem Falle zu meiner Freude, aller Wahrscheinlichkeit folgend, nicht allzu vertraut ist. Wer könnte es ihm verdenken. Das unbescheiden bescheidene Werk unsererseits muss sich ihm gegen die Monumente seines Ovid und

Herodot wie unkontrolliertes Tintengekleckse ausnehmen. Bereits vor Zeiten übersandte er mir sein eigenes Werk über den Untergang der antiken Welt, an welchem er hauptsächlich und ohne Unterlass arbeitet, sein Opus magnum, wie mir scheint. Ich las es mit hohem Genuss und Nutzen, voller Bewunderung für eine Darstellungskunst, die Ruhe und Eindringlichkeit zu vereinigen weiß.

Ordinarius Seeck kommt mit leeren Händen, was ich als unerwartet, aber höchst erfreulich zur Kenntnis nehme. Es zeigt mir, wie wenig ihm solche Gesten vertraut sind und wie wenig er mir zu huldigen verpflichtet zu

sein glaubt. Bei meiner Ankunft wurde mir, dem Lübecker, ein Kästchen Süßes überreicht, Marzipan aus einer der ersten und ältesten Konditoreien der Stadt, was sicherlich als wohlgemeinte Geste gegenüber dem Gast und dessen Heimat gedacht, bei mir jedoch auf wenig freudige Überraschung gestoßen war. So ziemt es sich zum Einen meines Erachtens wenig für einen Literaten, mit einer großen Schachtel Naschwerks in der einen und dem Gehstock in der anderen vor den Fotografen zu posieren, zum anderen rührten die Schenkenden damit unwissentlich an einen noch immer wunden Punkt des vergangenen Jahres, dessen Unannehmlichkeit fortdauernd an mir nagt.

Es gefiel dem jüdischen Reporter Theodor Lessing im letzten Jahr, das Feuer auf mich zu eröffnen. Allein seine unangebracht freundschaftliche Verniedlichung meines Vornamens zu Tom erregte meinen Unmut, was dem allerdings folgte, war nur die Eröffnungsfanfare eines wahren Schlachtenmarsches, den ich in völliger Verblendung als schon verklungen erachtet hatte, der mir aber just in diesen Tagen auf das Lauteste wieder entgegen hallt: „Nein, Thomas Mann, Sie sind kein Dichter!“, schrieb der Unselige und nannte mich im Weiteren einen hochgezüchteten Marzipan-Mann und den mächtigsten Zuckerkönig deutscher Leihbibliotheken. Ich habe mich in meiner Replik zugege-

benermaßen zu Äußerungen, auch seine Religion betreffend, hinreißen lassen, die sich ebenso wenig rechtfertigen lassen, aber ich habe Unterstützung dafür erfahren. Manch einer sprang mir zur Seite. Wenn ich es recht bedenke jedoch meist in Ablehnung des Lessingschen Tones und nicht zur Klarstellung der von ihm geäußerten Kritik an meiner Produktion.

Mein Abscheu gegen diesen Mann resultiert allerdings nicht nur aus seinen Tiraden gegen mich. Ein halbes Jahr bin ich nun fast schon ohne meine Schwester Carla und auch ihr Tod steht für mich in einem deutlichen Zusammenhang zum Revolverblatt-Schreiber Lessing. Sie war ihm in Kreisen der

Schwabinger Boheme begegnet und näher gekommen. Wie es ihm gefiel, charakterisierte er sie später in gewohnt spitzer Manier als resignierte Chaiselongueexistenz mit heroischer Sehnsucht nach einem Millionär, ich erinnere mich noch genau. Carla, die ich, bei aller innigen Zuneigung zu all meinen Geschwistern immer als die mir nächste empfunden habe, tötete sich im Juli des vergangenen Jahres durch Gift.

Ich werde die Tage nach ihrer Tat in Polling, die sie in Anwesenheit unserer lieben Frau Mutter beging, nicht vergessen und immer noch schmerzt mich ihr Fehlen. Sie hatte bei dieser Tat kein Solidaritätsgefühl, nicht das Gefühl unseres gemeinsamen Schicksals. Sie

hätte sich von uns nicht trennen dürfen. Wenn Sie auch mit ihren Bemühungen weniger Glück hatte als Heinrich oder ich selbst, so war doch auch sie eine künstlerische Seele, anders als unser Bruder und ich jedoch zur Bühne hingezogen. Ähnlich schmerzlich, wie sie mit der Kunst rang, kämpfte sie auch mit den Männern, dabei auf ebenso wenig Gegenliebe stoßend wie beim Publikum. Schien sie eben noch in einem jungen elsässischen Industriellen den Richtigen gefunden zu haben, wurde ihr ein vorheriger Fehltritt mit einem bekannten Schürzenjäger zum Verhängnis, der sie mit der Drohung erpresste, ihrem Auserwählten die Affäre mit ihm zu enthüllen. Darüber ist sie verzweifelt

und griff nach dem Gifte, das sie, wie wir später erfuhren, seit ihrer Jugend in einem Totenschädel verwahrte, mit dem sie ihr Zimmer schmückte, ein dekadentes Requisite, über das wir Brüder immer zu lächeln pflegten. Heinrich, Carla und ich, wir waren die Eingeweihten unserer Familie. Wir waren uns ähnlich, in unserem Ringen nach einer anderen Existenz als der unserer Vorfahren. Eine kleine, verschworene Gemeinschaft Ausgesonderter. Mein geschwisterliches Solidaritätsgefühl lässt es mir noch immer so erscheinen, dass durch Carlas Tat unsere Existenz mit in Frage gestellt wurde. Sie handelte sozusagen gegen eine stillschweigende Abrede. Nun sind es nur noch wir beiden

Brüder, die danach trachten, einen Weg zu finden, als Senatorenöhne mit der Kunst zu hantieren und dennoch zu Ruhm und Achtung zu gelangen.

Und es war der Reporter Lessing, der mit seiner Geringschätzung ganz gewiss nicht wenig zu ihrem Entschlusse beitrug. Bei meinen Repliken auf seine Angriffe gegen meine Person habe ich davon abgesehen, darauf einzugehen. Es hätte lediglich erneut Aufmerksamkeit auf seine Widerlichkeiten gegenüber meiner Schwester gelenkt.

Nach einem Händedruck und einigen freundlichen Worten treten Seeck und ich aus dem Hotel heraus in die kühle Frische

der Straße und befinden uns unmittelbar in einem kleinen Rund von Häusern mit einem gewaltigen, gotischen Kirchbau im Zentrum, den Namen des hier sehr verehrten Heiligen Lambertus tragend. Seeck weist, nach unten blickend, auf das Pflaster hin, das zu Ehren des kaiserlichen Besuches im Jahre 1907 verlegt worden sei, welches zufällig auch das Jahr seiner Berufung als Ordinarius für alte Geschichte an die hiesige Universität sei. Mein Blick aber will unweigerlich in die Gegenrichtung, empor, in die Höhe, entlang dem gotischen Turme, der, wie Seeck sagt, gefügt sei aus dem Sandstein der nahen Baumberge, ganz wie die meisten Gebäude im Rund und in der Stadt. Ein Stein ganz be-

sonders feiner Helligkeit und Maserung, von der morgendlichen Sonne und dem blass blauen Himmel, wie mir scheint, in seiner Strahlkraft noch entscheidend verstärkt. Seeck bemerkt mein Abschweifen und fährt dennoch fort, ganz Wissenschaftler, ohne übertriebenen Lokalpatriotismus, dafür mit dem nüchternen Blick des erst seit wenigen Jahren hier beheimateten. Mir scheint er ohne Frage tatsächlich in den hellenischen Foren und römischen Senaten heimischer zu sein denn hier und sein Blick auf die behäbigen Wirtschaften und soliden Kontorsgebäude ist der darüber erhabene des Wissenden um die Nichtigkeit und Fragilität dieser kulturellen Kleinigkeiten.

An den Türmen die mir wohlbekanntes Käfige, deren natürlicher Anblick mir sofort einen Eindruck der Schrecken vermittelt, zu deren Zwecke sie gefertigt wurden. Barbarisch erscheint mir ihre Existenz und ihr Nutzen, aber barbarisch müssen auch die Zustände gewesen sein, die in dieser ebenen Perle im Schatzkästlein der tief katholischen Provinz zu Tagen der Täufer herrschten. Seeck referiert so manches aus diesem Anlass und seine Schilderungen werden mir angesichts der wirklichen Orte überdeutlich und bedrückend. Aus seinen Worten, ergänzt durch Handweisungen auf den oder jenen Ort, manches Gebäude, entsteht vor meinem inneren Auge die Geschichte eines

Hexensabbats, einer wahren niederdeutschen Walpurgisnacht. Albtraumhaft und unvorstellbar erscheint mir dies Treiben. Und dennoch bleibt es mir nicht fremd.

Auf Seecks Frage nach meinen literarischen Plänen, die eine rein höfliche, der Etikette folgende ist, antworte ich vage und nebulös, denn es ist nichts darunter, dessen sich zu rühmen wäre. Das unlängst Verworfenene nehme ich ohne rechte Lust wieder auf, um es abermals zu verwerfen; das Aufgenommene wiederum verwerfe ich, um es alsbald ohne recht Lust wieder aufzunehmen. Zuletzt war es das unselige Stück über den glücklichen Felix, welches, in bester Hoff-

nung begonnen und mit gutem Schwunge weitergeführt, in der Knospe verdorrte. Der gute Fischer gab es im Fragmente heraus, fast beschwörerisch unter dem Zusatz, es handele sich um eine größere Sache in Arbeit, aber auch das half nichts. Ich habe die Lust am Tausendsassa Krull vielleicht für immer verloren. Er scheint mir bei allem Charme als Figur doch zu arm in seinen Möglichkeiten und es gelingt mir nicht, ihm mit der Ironie des Reicheren entgegenzutreten. Nun ist es eine kleine Improvisation über den verehrten geheimen Rat, die meine Aufmerksamkeit hier und da zu binden versteht und für die mich täglich nötige, einige Seiten in dessen Wahlverwandtschaften zu

lesen, in der Hoffnung, wenigstens ein Abglanz des Geniusses würde dabei auf mich abstrahlen und mir dies Unternehmen gelingen lassen. Goethe in Marienbad ist ein wohlklingender Titel und dennoch bleibt es rasch gedachtes und flink erledigtes Tun, denn der einzige Reiz darin besteht in der Darstellung eines sich vor dem Weibe erniedrigenden Künstlers. Wenig Erbauliches darin. Nichts scheint mir unter den Versuchen und kurzlebigen Beschäftigungen, das geeignet erscheint, bei Anderen einen ähnlich eigentümlichen und erschütternden Eindruck zu hinterlassen, wie ihn Mahlers Tonwerk nach wie vor in mir bewirkt. Das es dazu das Werk eines Sterbenden ist, macht

seine entrückte Stellung und seine Unerreichbarkeit noch bedrängender.

Mein gedeckter Mantel und mein allgemeines Erscheinungsbild sind mir eine willkommene Larve, beinahe so wertvoll wie die Tarnkappe des lieben Peter Schlehmil. In diesen Tagen drängt sich mir als Bild meiner Selbst das eines Schauspielers in seinem Kostüme auf. In diesen rheinischen und westfälischen Städten betritt ein Mensch die ihm freudig bereiteten Bühnen. Man erwartet: den Dichter. Er kommt aber nur als Darsteller eines Dichters. Sein Name und sein Rang sind ihm überall hin bereits vorausgeeilt und er hastet hinterher, als wolle er seinen eige-

nen langen Schatten fangen. Überall begegnet man dem Verfasser maßgeblich dieses einen großen Buches über eine hanseatische Familie, das vor nunmehr einem vollem Jahrzehnt in jugendlichem Eifer aus seiner Werkstatt entlassen wurde und der augenblicklich genau das eine unterlässt, was einen Schreibenden ausmacht: Das Schreiben! Wohl schreibt er, aber oftmals ist der Brief an den Zigarrenhändler die einzige Ausbeute eines Tages. Die Professoren, Doktoren und Würdenträger, deren Einladung er folgt, die Buchhändler und Bibliothekare, deren Hände er drückt, sind erfreut, den Namen eines der Häupter der gegenwärtigen Literatur dankend und oftmals gar dienernd

dem geneigten Publikum zu nennen. Sie sehen die vertraute Gestalt des von den Fotografien und Beschreibungen bekannten Dichters und nehmen die aus den Büchern gewählten Worte als das verbürgte Dichterswort. Dass aber ein Hochstapler auf ihrem besten Stuhle Platz genommen hat, dass ein Scharlatan ihnen Petitessen und Fragmente, rasch gedachte und erledigte Improvisationen bietet, das sehen sie nicht. Der gute Anzug, die manierlichen Sitten des Gastes täuschen sie trefflich darüber hinweg. Würden sie näher hinsehen, genauer hören, würden sie sicherlich nicht die besten Räumlichkeiten im besten Hause für ihn bereitstellen und viel fehlte nicht, dass der Geladene, wie wei-

land der geheime Rat, seine Nacht auf einem harten Stuhle im Wirtsraum verbringen müsse.

Ich habe in den letzten Monaten nichts Erhebliches vor mich gebracht. Mein Unwohlsein, das sich ungewöhnlich lange hinzog und mich sehr herunterbrachte, war angeblich eine Blinddarm-Reizung, letzten Endes aber doch wohl nur Ausdruck einer momentanen Erschöpfung des Centralnervensystems. Ich habe an den Nachwehen immer noch zu tragen und arbeite kümmerlich langsam am „Hochstapler“. Der Hut des Zauberers scheint leer. Ich zog daraus Hanno, Christian und Thomas, auch Tonio und

Tristan gab er noch willig heraus, doch nun bleibt meine Hand leer, so oft ich hineingreife. Wie ein Jahrmarktsgaukler habe ich über seinen schmähhch hohlen Schlund ein Tuch gebreitet, um dem Publikum kleine Dinge unterjubeln zu können, die ich in der hohlen Hand verbergen kann. Es hilft dabei nichts, dass das Tuch ein edles ist.

Seeck hat mir während unserer Betrachtungen wiederholt von der Zeit des frühen Christentums und des Ausgangs der Antike gesprochen. Ganz ähnlich erscheint mir in ihrer Geistesverfassung die Zeit der Geschehnisse hier vor Orte. Die Reformation, die Wiege unserer heutigen, aufgeklärten

Tage. Eine Zeit, ganz wider das allgemeine Bild, voll von Sektierern, Gauklern und Scharlatanen. Ohne Zweifel gehört das nüchterne, nördlich protestantische meiner Heimat und Herkunft zu den tiefsten Prägungen meiner ureigensten Wesensart und dennoch bleibt auch in mir ein Rest von dem Zauberglauben, den auch der Herr Luther bei seinen Zeitgenossen nicht zu eliminieren im Stande gewesen ist.

So lebte denn in den engen Mauern dieser Stadt ein Völkchen, das den Erlöser gefunden zu haben sicher war. Das der göttlichen Fügung vertraute, den Gesetzen der Schrift genauestens folgte, das den Reichen nahm und den Armen gab, was wäre Falsches dar-

an zu benennen? Doch dann erhebt sich die Gegenseite und erklärt ihre Einwände und auch diese kann man wohl verstehen. Denn wiederum waren es Wenige, die sich aufschwangen zu Höherem, über die Vielen hinaus zu deren Höchsten; war es Einer, der sich den Mantel umwarf, während die anderen begannen, zu frieren. Wiederum war es ein Einzelner, der mehr war als die Vielen. Münster sollte ein neues Jerusalem sein, aber seine Eroberer nannten es Babylon. Ob nun mit dem Höchsten oder dem Niedersten im Bunde, bleibt nach meinem Empfinden doch weitestgehend eine Sache des Standpunktes, folglich der Perspektive. Wie es ein Oben und ein unten mitnichten klar zu benennen

gibt, so scheint mir auch ein Recht oder Unrecht nur schwer oder oft gar nicht zu benennen zu sein. Oftmals entscheidet die bloße Masse, was zu glauben und was zu tun rechtens und ratsam sein muss. Seeck nennt mir die Zahlen, es waren eine Handvoll, die die letztlich erstürmten Festungsmauern haben lebend verlassen können. Ich möchte wetten, dass eben diese versprengte Menge an einem Punkt, nicht weit von dem, an dem ich mich just befinde, gewartet hat, dass ihr König die Schlösser des Käfigs sprengt und zu ihnen hinabsteigt, um zurückzukehren in sein heiliges Amt. Gestern ein Erwählter und König, heute ein verspotteter Narr und Betrüger, ertappt und vor allen erniedrigt. Auf-

grund eines einzelnen Verräters, der die empfindlichen Stellen der Festung dem wartenden Feinde preisgab. Es sind solche Figuren, die immer wieder unsere Faszination finden, bei allem Zweifel, sogar wider besseres Wissen. Es sind die, die das vermögen, was uns verwehrt ist oder wenigstens vorgeben, es zu vermögen. Warum sonst lieben wir den Anblick der Gaukler und der Taschenspieler, selbst wenn wir wissen, wir werden betrogen. Und immer gibt es dabei jene, die sich den Fall des Artisten vom Seile ersehnen und oft sind es die, die ihn zuvor am lautesten mit ihrem Jubel bedachten. Hinterher haben alle gewusst, es konnte nicht rechtens sein; hinterher haben alle die

falschen Karten im Ärmel, die doppelten Böden und Spiegel gesehen.

Was mir über diese Geschichte bekannt ist und was ich hier und heute mit eigenen Augen sehe, lässt mich an den Simon Magus der Apostelgeschichte denken. Die Kirchenväter hatten ihn und seine Sekte der Simonianer heftig verabscheut, denn er hatte versucht, sich die Gabe des heiligen Geistes mit Münzen zu kaufen. Mit einer zweifelhaften Frauensperson an seiner Seite stellte er das bekannteste Gauklerpaar der frühen Christenheit dar. Ich erwähne ihn gegenüber Seeck, der verächtlich durch seine Nase schnaubt und nicht weiter gewillt ist, darauf einzugehen. Simon Magus ging soweit, vor

Kaiser Nero eine seiner Flugvorführungen abhalten zu wollen, denn er soll, so die Chroniken, der Gabe des Fliegens mächtig gewesen sein, seit jeher eine der Fähigkeiten derer, die man mit dem Teufel im Bunde sieht. Nun denn, der Zauberer stürzte vor den kaiserlichen Augen zur Erde und vorbei war es mit seinem Nimbus. Auf der Flucht mit seinem fatalen Weib heißt es, habe er den Namen Faustus angenommen. Jahrhunderte später verkehrte im Kreise der Schweizer Humanisten und Theologen wenige Jahre vor den Ereignissen um Boekelzon ein Mann namens Georg Helmstedter, der sich Magus II. und Faustus junior nannte, um die ungebrochene Popularität der historischen

Figur für seine Zwecke zu nutzen. Ein Gaukler und Hochstapler auch er und die Kernfigur des allerersten Volksbuches um die uns wohl vertraute Figur des Dr. Faustus. So scheint mir auch etwas faustisches in Boeklezon und seinen Männern, was ich mich jedoch nicht getraue, gegenüber dem Ordinaris zu erwähnen. In dessen nüchternem Vortrag schwang keinerlei tiefere Regung, weder Groll, noch Mitleid mit. Ihm ist dies alles wohl nichts oder nicht mehr als die erregten Attacken eines Ameisenvölkchens gegen ein Anderes, welches zufällig das Gleiche Aas begehrt. Auf seine auffordernde Geste hin tue ich es ihm gleich und wende mich ab.

Auf meinen Begleiter muss ich wirken wie ein unbeleckter Welp in seiner ihm eigenen Unbeholfenheit; wie ein Scharlatan, ausgestattet lediglich mit einem volkstümlichen Skandalbüchlein, über das die Bürger sich, vor ihrem eigenen Zerrbild wohligh schauernd, beugen, um den Nachbar, den Senator oder den stadtbekanntem Bonvivant darin zu entdecken. Einige kleine Possen, Fragmentarisches und ein jüngster Roman, in seiner grundlegendsten Idee schon tauglich nur, den Größenwahn des Witzblatt-Redakteurs zu beweisen, sind dem gefolgt. Nichts, was an den Monumenten seiner literarischen Heroen auch nur als Wandschmiererei denkbar wäre. In diesen Tagen ist mir, als sei

mein Fall durchweg der eines Enttarnten, eines zu Fall gebrachten Betrügers. Meine Maske scheint mir verrutscht, ein immer wiederkehrender Albtraum meiner Jugendjahre scheint sich nun endlich zu realisieren. Mir träumte derzeit häufig und in den schönsten natürlichen Farben und Gefühlen, ich schwämme behaglich im lauen Wasser eines weiten Meeres, mich aalend und unbeschwert wie dessen vitalster Bewohner. Waghalsige Tauchgänge und prustendes Heraufstoßen in die Frische der Luft waren darin meine ganze Beschäftigung, so sehr, dass mir der Verlust meines Badekleides völlig entging, ohne welches ich letztlich unweisend und völlig befriedigt aus dem strand-

nahen Schaume mich erhob, den Blicken und dem Hohn der plötzlich erschreckend vielzählig versammelten Menge im Sande ausgesetzt.

Man mag nur schwer in Worte fassen, wie überzeugt und versichert ich bisher gewesen bin, dass der Traum ins Reich des Privaten gehöre, wie wenig zu dokumentieren und lesbar zu machen er sich verhielte. Auf diesem Umstand, auf den auch ich bestand, beharrten selbst meine Figuren, in deren Schaffungsprozess ich ihnen stets ein Stück des Privaten zu lassen mich bemüht habe. Keine meiner Figuren hat bis dato öffentlich sich über seine Träume verbreitet, obwohl es seit einiger Zeit eine der Hauptbeschäftigung

der europäischen Geistesmenschen zu sein scheint, allerlei verschüttete Kränkungen und Konflikte bereitwillig für eigene Unzulänglichkeiten als Begründung heranzuziehen und auszubreiten. Ohne Zweifel erkenne ich den eventuellen Nutzen dieser Verfahren zur Benennung manch pathologischen Verhaltens, fürchtete aber bisher die allzu universelle Auslotung der inneren Verfassungslagen als unterhaltsamen Zeitvertreib unter Intellektuellen. Bis zu diesem Augenblick gleicht meine Beschäftigung mit diesem Thema allerdings noch einem verstohlenen Beäugen einer möglicherweise bedrohlichen Verlockung. Mit entzücktem Schaudern nahm ich einige der überall ver-

breiteten Fälle des Wiener Arztes aus mündlicher Schilderung dritter zur Kenntnis, bewusst mit Vorsicht nur mit einem Ohre lauschend und doch begierig auf die ungeheuren Einzelheiten, die daraus über den menschlichen Geist sich entnehmen ließen. Vielleicht sollte im Privaten eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit diesem Felde erfolgen, um mein Urteilsvermögen darüber zu bereichern und die ein oder andere Erweiterung meiner persönlichen und schöpferischen Fähigkeiten daraus zu ziehen. Da ich mich augenblicklich wie vor Trümmern stehend fühle, könnte mir ein Mittel zur Hebung des darunter Verschütteten nicht wenig hilfreich sein. Sind wir auch

maßgeblich Erbauer, Architekten des Großen und Neuen, kann es doch unter Umständen auch für uns ratsam sein, einen Blick für die Fundamente und sogar das darunter liegende zu haben.

Der blamable Ablauf dieser vermaledeiten Reisetage hat mich auf vielerlei Weise erniedrigt, klein gemacht. Der erbauliche Erfolg meines ersten großen Buches, von dem zu leben und zu schöpfen mir rückblickend erstaunlich lange gelungen ist, hat abgenommen und der Mut der Meute zum Hohn, zum Sägen an meinem Stuhle, zum Zerren an meinem Gewand hat zu gleichem Teile gewonnen. Man getraut sich nun zu sagen,

ich sehe aus wie ein gewöhnlicher Offizier in Zivil, wohl wissend und eigentlich meinend, meine einjährige freiwillige Laufbahn als Soldat war ein Fiasko. Man wird sich ebenfalls und es ist schon soweit, getrauen, meine allgemeine Verfassung zu befragen, meine Rolle als Gatte, als Hausvorstand und Vater, auch dahinter nur billige Maskerade vermutend. Es scheint fast heraus und verklausuriert schreiben die Blätter schon heute: meine Unwissenheit ist immens, meine kaufmännische Nüchternheit und Ratio sind undichtend und meine vielfältigen Spleens und Schrullen sind nicht, wie es schien, dazu angetan, mich sympathisch, menschlich und in der Welt stehend erscheinen zu lassen, son-

dem vielmehr dazu, mich angreifbar und überführbar zu machen. Sie zeigen zuallererst und überdeutlich, was ich nicht bin, nicht sein kann: Ein Dichter!

Und doch ist da diese Sehnsucht nach dem anmutigen, kenntnisreichen Spiel, nach dem prägenden und Form gebenden Tun, nach dem Opus, der ureigensten Hervorbringung. Doch es scheint mir zuletzt, dass die Sehnsucht nur das Erzeugnis einer mangelhaften Erkenntnis sein kann. Es ist ein Paradoxon, über das ich nicht der Erste bin, sich zu wundern. Es ist doch das Wollen, welches uns immer weiter dazu drängt, Neues zu schaffen. Verlösche das Wollen, verlösche zwangsläufig auch das Werk. Einmal sagen

zu können: all das ist erfahren, all das ist erschöpfend gefühlt, erlernt und zu eigen gemacht erscheint mir als nicht weniger als ein Menschheitstraum. Mir jedoch ekelt es vor mancherlei Erkenntnis so sehr, dass ich nach Ordnung und Beherrschung strebe, um sie zu vermeiden. Mir ist ein gesunder Abscheu und eine gewisse Scheu beigegeben, mich in allerlei Welterfahrung zu verstricken. So ist mein Tun, mein Streben im Ganzen das einer Vermeidung, des Fernhaltens. Die Verwirrung in die abseitigen Begebenheiten des Lebens erscheint mir ein endloses Labyrinth der Schmerzen und schmerzlichen Einsichten zu sein, fern aller Ästhetik und Würde, nach der mich verlangt und ich beobachte

die derzeitigen Tendenzen des wohligen sich darin Versenkens in der aktuellsten Malerei und Schriftkunst mit Fassungslosigkeit. Wohl ist mir bewusst, dass all diese Aspekte auch in meinem Wesen schlummern mögen, doch verleitet mich nichts dazu, zu glauben, das hervorzuzerren und auszubreiten wirke Bereicherndes auf mein Werk und meine täglichen Angelegenheiten aus. So bin ich, bei genauerer Betrachtung, beinahe das jämmerliche Gegenbild des von mir bewundernten Faustus. Kein Faust, eher ein bemitleidenswerter Däumling.

Der spitzzüngige Lessing hatte im Kern also bedauerlicherweise nicht ausschließlich Unrecht als es ihm zu schreiben gefiel, dass wir

von Kunst genau so viel wissen, wie wir litten. „Sein Schmerz hat Tränen“, schrieb er, darum schwimmt ihm immer die Größe davon.“ In diesen Tagen drängt es mich, ihm im Geheimen beizupflichten. So werde ich nun, wohl oder übel, wieder zur Schule gehen. Was seit Kindertagen von mir genommen zu sein schien; was ich damals mit müßigem und trägem Umherschweifen und Staunen über die mannigfaltigen Ablenkungen der äußeren Welt vermied, das Erkennen von tiefen, bedeutungsträchtigen Zusammenhängen, das Aneignen von fremden, doch mir nützlichen Gedankenfrüchten; all das werde ich nun auf das Gründlichste wieder aufzunehmen haben. So bin ich denn

von heute an auf der Suche nach geeigneten Lehrern, deren Schatz an Kenntnis und Wichtigkeit des Geistes groß genug erscheint, mir umfassend, aber diskret davon abzugeben.

Wenige Schritte sind es unter den wohligh uns vor dem feinen Regen schützenden Rundbögen der Häuserzeile, bis wir das alte Rathaus erreichen und Seeck erneut zu dozieren beginnt, scheinbar ganz wie einer, der im Schlafe endlos Repetiertes von sich gibt. Stolztes Bürgertum hat diese gotische Fassade steil in die Höhe getrieben. Die Stufen empor sind solide, nützlich, keine Ehrfurcht erbietende Schwelle, die den Gehenden klein macht. Sogar ist der Eindruck, den

die wenig imposante Pforte hinterlässt, beinahe die eines düsteren, aber gemütlichen Wirtsraumes. Der Blick in den Saal zeigt zunächst Dunkles, das Auge des Betrachters braucht eine Zeit, um sich darauf einzustellen. Aber einmal mutig hinein ins Dunkle getreten, kommt er zum Vorschein; größer als aus den äußeren Maßen vermutet und gediegen mit seinen tiefdunklen Täfelungen und wuchtigem Leuchter: der Raum, der den Namen dieser Stadt für immer mit dem Wort Friede verbunden hat und dies dürfte nicht das schlechteste Wort sein, den Namen einer Stadt dauerhaft damit zu verknüpfen. Seeck spricht eindrucksvoll vom Einmarsch der einander in Prunk und Pracht der Wa-

gen und Banner, der Menge des Gefolges sich überbietenden Delegationen. Von den mitgeführten Knechten, Köchen, Gauklern und Dirnen. Von hohen Herren, aus Mangel an standesgemäßen Unterkünften Tennen requirierend und mit Gobelins auskleidend, Wirtsstuben ihr eigen und gute Bürgerhäuser zu Behelfsunterkünften für Pferde machend. Die Wahl sei damals auf Münster gefallen, so Seeck, da es im Vergleich zu anderen Städten, unversehrt geblieben war. Die Chronisten sprechen von einer ärmlichen, bäuerlichen Stadt, von Unrat und dampfendem Mist auf den Gassen, sie erwähnen offene Küchen und Feuerstellen vor den Häusern im Freien der Straße, Mensch und Vieh

gemeinsam in der Wohnstatt beherbergt. Bei aller Reinlichkeit, all den prachtvoll dezenten Bauten, angesichts der Bürger auf dem breiten Trottoir ist dies alles schwer vorstellbar, aber wem würde es nicht gelingen, angesichts dieser geschichtsträchtigen Orte, der Vorstellung der Menge und des Ranges der europäischen Fürsten und Regenten, die hier um Beilegung der Konflikte rangen, sich ein Bild zu machen von den Schrecklichkeiten des Krieges, der die Hälfte der Menschen in der Mitte dieses rauflustigen Kontinents nieder gerafft hatte. Und wem käme nicht bei diesen Schilderungen der Bericht des tolldreisten Grimmelshausen mit seinem Simplicissimus in den Sinn, dessen Lebensbe-

schreibungen uns soviel erzählen über diese verworrene Zeit des Sterbens. Dieser Bursche, vermeintlich so klein an Talent und so groß an Klugheit. Die Wirren des Krieges ihm ein Spielbrett, ein ungeheurer Rummel, auf dem er seine Haken zu schlagen versteht. Ein Drahtseiltänzer und Luftikus, stets um eine Idee reicher, immer schon an einem anderen Orte, in einem anderen Beruf, die Talente und Namen wechselnd wie andere ihre Hemden. Verstreut hat es ihn von der Heimat und gesehen hat er fast seine ganze damalige Welt. Auch nach Westfalen, auch nach Münster hatte es ihn verschlagen und wer vergäße die trefflichen Schilderungen der alten Stadt? Und doch war es der Krieg,

der ihn trieb, sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, ein Eremit schlussendlich zu werden. So pittoresk, so überbordend lebensfroh sein aberwitziges Verwirrspiel scheint, so bleibt doch am Ende die Wahrheit, dass man nicht zurückkommt, nicht heimkommt, in seine Stadt nach dem Krieg. Dass es dann diese Heimat nicht mehr gibt. So bleibt bei aller farcehaften Turbulenz doch eine zutiefst betrübende Moral. Aber auch dies kann ich in diesem Moment nicht zum Anlass eines gebildeten Austausches mit meinem weisen Begleiter anbringen. Vor Seeck kann auch der Grimmelshausen nicht bestehen. Ihm ist das von mir in seiner Lebendigkeit geschätzte nicht viel mehr als

Bauernschwänke und Possen der derberen Art. Dabei liegen oft darin die letztgültigen Wahrheiten für jeden einfachen Geist verständlich. Aber ich erkenne durchaus Seecks Recht auf die Geringschätzung der so genannten modernen Geschlechter. Obwohl in unseren Bildungsanstalten bis zur äußersten Langeweile gequält mit den großen klassischen Stoffen, die letztendlich fast alle auf kriegerischen Konflikten beruhen, obwohl von klein auf geschult an Caesaren, Plebejern und Trojern, was haben wir gelernt? Werfen wir nicht, wie aller Tage, allzu gerne die Türme des Geschwisterkindes ein und schießen gierig auf des Nachbarn besseren Grund und Boden? Es ist nicht anders, in

diesen Tagen. Der Kontinent ist nach wie vor des Raufens und der Händel nicht müde. Wiederum beüben sich Habsburg und Frankreich und der Kaiser, dem zu Ehren das Pflaster, auf dem ich just wandele, gelegt, verzehrt sich in seinem Willen nach Größe. Daran änderten auch nichts die hier gegebenen Briefe und Siegel der führenden Mächte Europas. Grimmelshausens Rad der Fortuna drehen letztendlich auch die alten Inder mit Brahma, dem Schöpfer und Shiva, dem Zerstörer. Selbst der alte Seeck würde mir sicherlich zustimmen, dass Apoll allzu gerne seinen Winkel und Zirkel aus den Händen legt, um Dionysos bei seinem berauschten Spiele zuzusehen. Mein Stand-

punkt dazu ist klar und muss klar sein. Es ist der der Kunst und gut und recht muss sein, was ihr dient. Verspräche morgen mir einer, der die Macht besitzt, ich könne mich durch den Pakt mit ihm aufschwingen zu wahrer Größe, zur Synthese von Glück und Hoheit, ich würde, ohne zu zögern, ihm meine Hände reichen.

Seeck lenkt mich, wie im Traume wandelnd, durch Gassen und Pfade, allesamt auf das Geschmackvollste mit soliden Bürgerhäusern und Vertrauen erweckenden Wirtschaften gerahmt. Am Ende eines solchen kurzen Pfades öffnet sich vor unserem Blick der Platz, auf dem der Dom der Stadt mäch-

tig und breit an der Nordseite sich befindet. Wehrhaft und gedrängt stehen Tonnengewölbe, denen man am oberen Ende ein freches, gotisches Fensterchen eingesetzt hat. Das Kupfer des Daches hat grünliche Patina angenommen, das grobe Pflaster buckelt sich bewegt über den Platz. Der bischöfliche Hof befindet sich in Sichtweite. Hier war es, so Seeck, wo zu den ruhmreichen Tagen der Stadt der Abgesandte Frankreichs seine Unterkunft nahm und nur wenig mehr als Hundert Jahre zuvor residierte dort Boekelzon, der Leidener Schneider. Seine Unterkunft nannte er selber den Berg Zion und genau hier wurde ihm nur wenig später die Haut mit glühenden Eisen vom Leib gezogen.

Seeck berichtet, die Täufer haben auch den Dom verwüstet, den sie „alte Steinkuhle“ nannten und eine Büchsengeißerei darin eingerichtet. In der großen Vorhalle ist es dunkel und kühl, so dass ich den Kragen meines Mantels aufstellen muss. Seecks Atem wird in kleinen Dunstwölkchen sichtbar, als er mit gesenktem Kopfe spricht, ohne das Besprochene auch nur eines Blickes würdigen zu müssen. Mächtige Pfeiler, hinter denen meine Gestalt verschwindet erwarten uns, mit floralen Ornamenten versehen. Im Innenraum beeindruckt zahlreiche altertümliche Kostbarkeiten von ganz außerordentlicher Schönheit. Der Ordinarius führt mich in den Westflügel, in dem es ein erstaunliches,

modernes Glasbild zu bewundern gibt. Mit Interesse höre ich seine Schilderung der verschiedenen Renovierungen dieses Teils der Kirche, an deren Endpunkt die Einsetzung eben dieses vom Kaiser persönlich gestifteten Bildes steht. Auf mein Nachfragen hin, benennt mir Seeck die dargestellten Figuren als Karl den Großen, Papst Leo den Dritten und sowie den heiligen Liudger.

Seecks wissenschaftlicher Ader ist es auch geschuldet, dass wir als nächstes und am längsten verweilen vor der merkwürdigen Uhr, die sich seltsamerweise in diesem Kirchenraume finden lässt, für gewöhnlich doch eher zeitenthobene Orte der Einkehr ohne äußeres Maß von Stunde und Unruhe.

Die astronomische Uhr im Dom zu Münster jedoch beeindruckt nicht allein durch ihre schiere Größe von annähernd acht mal vier Metern. Sie ist neben der außerordentlichen Feinheit der optischen Gestaltung, die durch den großen westfälischen Meister tom Ring erfolgte, auch ein Prunkstück in der Darstellung der geistigen Prinzipien in Theologie und Wissenschaft. Wiederum macht, was Seeck ausführt, mich staunen über die rigorose Brutalität der Wiedertäufer, die auch den Vorgänger dieses wundersamen Exponats in seiner Besonderheit nicht zu erkennen wussten und, wie so vieles an kirchlicher Dekoration, zerstörten. Das Exemplar, welches wir nun hier betrachten, zeigt die

universellen Zusammenhänge der verschiedenen Disziplinen der Beschäftigung menschlichen Geistes. Eine Weltkarte sowie ein Abbild des Sternenhimmels sind auf das Feinste miteinander in Einklang gebracht. Ein ewiger Kalender bis zum fernen Jahre 2071 fehlt ebenso wenig. Seeck zieht seine Taschenuhr hervor, die er mich einsehen lässt und bedeutet mir mit hochgezogener Braue zu horchen. Sekunden später rundet sich die Stunde und ein allerliebstes hölzernes Männlein erscheint und stößt einen Trompetenton aus, woraufhin sein Weiblein einen Glockenschlag auslöst. Ein Theater, welches mich höchst belustigend beeindruckt. In der Betrachtung der vielen kleinen

und äußerst bedachten Feinheiten der Anlage fällt es nicht schwer, weitere fünfzehn Minuten davor zu verbringen, an deren Ende mein Begleiter mich wiederum zu genauem Hinsehen anhält. Der Viertelstundenschlag erfolgt vom Tod höchstpersönlich, während an anderer Stelle der Zeitgott Chronos eine Sanduhr umdreht. Das Schauspiel verfehlt seine Wirkung nicht. Seeck scheint von meinem anerkennenden Ausdruck befriedigt und führt mir aus, dass an einem Punkt des Tages, den wir nun leider unumkehrbar überschritten hätten, ein weiterer besonderer Effekt zu beobachten sei. Er schildert mir plastisch das Geschehen um die volle Mittagstunde. Drei metallene heilige Könige

verlassen, begleitet von zwei hölzernen Dienern ihre Unterkunft und umringen eine Jesusfigur im Schoße der Maria.

Aus der Kirche kommend empfängt uns ein feiner Regen, beinahe so fein, dass man ihn eher als Dunst empfindet. Wir begeben uns quer über das grobe, uralte Pflaster in die Mitte des Platzes, auf dem, so Seeck, auch Händler und Bauern aus der Umgebung an bestimmten Tagen ihre Stände aufbauen und ihre Erzeugnisse darbieten. Mir kommt es jedoch gelegen, dass es heute nicht einer dieser Tage ist, denn so können wir im Zentrum des Platzes stehen und uns am Anblick der prächtigen, vielgestaltigen Häuser rings dar-

um in vollem Masse erfreuen. Ein Regierungsgebäude im Stile der Neurenaissance, das kaiserliche Postamt und verschiedene Behördeneinrichtungen sind zu bewundern, weiterhin ein Gebäude der Universität und ein wehrhaftes Schulkolleg. All das säumt den Platz mit seinen kahlen Linden, zwischen denen vor Kälte gebeugte Kutscher mit ihren Droschken auf versprengte Fahrgäste warten. Einige possierlich herausgemachte Mädchen mit Hüten und wärmenden, wollenen Umhängen eilen umher, hasten die breiten Stufen empor, auf dem Wege zum Unterricht hinter den soliden Mauern der repräsentativen Lehranstalt, ohne ein Auge für die edel sich verjüngenden Säulen

links und rechts des Portals oder den wuchtigen Balkon darüber.

Stolz weist mich Seeck auf den großen Bau an einer Ecke gegenüber des Domplatzes hin. Er trägt das imposante Wappen der Provinz Westfalen und Statuen Hermanns und Wittekinds, den Verteidigern westfälischer Freiheit, wie mein Begleiter mir ausführt. An der Ostseite des Gebäudes prangt dazu der heilige Georg, in inbrünstigem Gebet für den Sieg über den Drachen dankend. Seit einigen Jahren befindet sich hier ein Museum mit einer, wie ich vom Ordinarius erfahre, ganz außergewöhnlichen Sammlung zwischen Historie und Moderne. Dem Stolz und dem Elan meines Begleiters kann ich

mich nicht verwehren und wenn mein Zugang zur bildenden Kunst auch ein begrenzter ist, denn ich bin ein Ohrenmensch und, ganz anders als mein Bruder Heinrich eher der Musik zugetan, folge ich dem Ordinarius zu einem Rundgang durch das prunkvolle Haus. Wir sehen mancherlei Wunderlichkeiten an Trachten und altertümlichem häuslichen Gebrauchsgut, aber auch trefflich präsentierte Stücke aus altem kirchlichem Bestand.

In der Sektion für Modernes ist meine Fähigkeit zu folgen, bald erschöpft. Auch Seeck ist hier erwartungsgemäß nicht mehr der begeisterungsfähigste Führer. Unser beider Verständnis endet beim Slevogtschem Mann

auf dem Waldweg, der einen Herrn im hellen Anzug mit seinem Hunde beim Spaziergang zeigt, trefflich gelungen dabei die Beleuchtung von hinten. Schon beim, wie ich höre, erst kürzlich mit Stolz erworbenen Burchardschem Garten Noldes schlägt mir all das entgegen, was ich für mich selbst als Groteskkunst bezeichne. Blaue Blumen, blaue Wege und schreiend gelbe Hecken gleich zuhauf. Ein verzerrt geducktes Weib am linken Bildrand. Die Farbe verliert hier ihre beschreibende Funktion und dient einzig und allein der Verbildlichung der subjektiven Empfindungen des Malers. So erfährt er denn den dargestellten Garten als ein lodernes Gemisch aus Tönen, gänzlich ver-

mischt und ohne Struktur gebende Linie, wild und wirr, völlig ohne den wahrscheinlich sinnstiftenden Anspruch des Gärtners bei der Pflanzung wertzuschätzen.

Außergewöhnlich schön und neu erschienen mir dagegen die Glasgemälde Melchior Lechters, eines gebürtigen Münsteraners, wie Seeck mich in Kenntnis setzt. Sein Name ist mir durchaus nicht neu, sondern bereits wohl bekannt durch seine enge Vertrautheit mit George, dem Meister aus Bingen, dessen Schriften er mit seinen außergewöhnlichen Schöpfungen auf das Feinste bereichert. Auch persönlich ist er IHM sehr nah, wie ich durch beider Verleger Bondi weiß, zu dessen Frau meine Katia in einem gewissen, ent-

ferneren Verwandtschaftsverhältnisse steht. Bereits in Berlin bewunderte ich die von Lechter gefertigten Fenster der Simeonskirche, doch scheinen mir seine Arbeiten hier noch schöner und strahlender. Ein herausragendes Glanzlicht, dessen Farben alles derartige übertreffen, auch die Ste. Chapelle in Paris. Ganz wundervoll. Seeck schildert mir die Bemühungen der hiesigen Kunstvereine, deren Einsatz dieser Schatz zu verdanken ist. Seit einem Jahr erst prangt es hier, fünf Meter hoch und lässt mich eine geraume Weile alles andere um mich herum vergessen. Ich befrage den Ordinarius nach dem Titel *Lumen de Lumine* und er rezitiert mir feierlich :

*Deum de Deo, lumen de lumine,
Deum verum de Deo vero,
genitum, non factum,
consubstantialem Patri:
per quem omnia facta sunt.*

und läßt sogleich die Übersetzung folgen:

*Gott von Gott, Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater;
durch ihn ist alles geschaffen.*

Das lateinische Glaubensbekenntnis also gab den Namen zu diesem wahrhaft strahlenden Zeugnis im besten Sinne altmodischer, ja dü-

rerhaft deutschen Kunst. In einer gotischen und sakralen Rahmung erleuchtet das dreiteilige Werk von etwa 5 Metern Höhe das südliche Treppenhaus des Gebäudes. Selten sah ich solch nachtdunkles, doch durchscheinendes Blau gegen die Rot- und Hauttöne der flankierenden Gestalten. Links die göttliche Eingebung, das, was man gemeinhin Inspiration nennt, die *Ars celestina*. Rechts die menschliche Hervorbringung der herrlichsten Blüten, die *Ars humana*. Die mittlere Tafel scheint zunächst beinahe völlig Ornament, fast überstrenge gotische Architektur, gebrochen von üppigsten Ranken, doch klein und demütig gebückt findet sich auch hier der Künstler am Fuße der Komposition,

die nach oben sich öffnet zu einem strahlenden Durchblick ins göttliche Wolkenwerk. Behaglich daran ist mir nicht lediglich die Gestaltung, ebenso gefällig kommt mir entgegen, wie die Kunst selbst, bar jeder historischen, jeder kirchlichen Bezüge dargestellt ist. Sie steht hier an Stelle der Religion, wird selbst zum Ideale erhoben, mit dem Schaffenden als Mittler zwischen Mensch und Mythos. Nicht wenig berührt von dieser Erfahrung verlassen Seeck und ich bald darauf das Gebäude.

Man sagte mir kürzlich, nicht ohne gewisse Enttäuschung, nach, mit meinem Äußeren so gar nicht dichterisch-phantastisch zu wir-

ken. So empfängt man mich auch in den Häusern und auf den Plätzen dieser Stadt eher respektvoll wie den Studienrat oder den höheren Beamten. Erkennt man mich doch, erkennt man den Verfasser viel gelese-
ner und geachteter Büchlein, selbst, wenn man außer dem Ruf und eventuellem Ruhm derselben nichts davon zu Gesicht bekommen hat. Obwohl ich hier und dort nicht widerstehen kann und mein Autogramm der-
einst so günstig zu bekommen sein wird wie Brombeeren, behandelt man mich mit dieser norddeutschen Kühle und Zurückhaltung, die der hanseatischen durchaus ähnelt.

Mein Begleiter, der Ordinarius, ist ein wei-
ser, älterer Herr, kenntnisreich referierend

über so dies und jenes, was auch seit jeher mein eigenes Interesse findet. Dennoch kommt mir zu Bewusstsein, dass ich seiner Rede nicht folge. Statt dessen betrachte ich die kahlen Äste der Bäume auf diesem wunderbaren Rundweg, die ihm scheinbar zur Gänze entgehen, da er eher in Tempeln und Altären denn in Bäumen und Wegen denkt. Ein sommerliches Lustwandeln in der angenehm beschatteten Kühle unter dem Rund dieser Allee wäre eine Wohltat, scheint mir, aber an dem kann nicht sein in einem Januar! Das fahle Blau des flachen Himmels über unseren Häuptern stimmt mich auf zweierlei Weise wehmütig.

Einmal ist es der Umstand, dass ich mich

fühle wie heimversetzt in mein ähnlich kühles Lübeck der Kindertage. Als ginge ich wiederum, jedoch als Mann unter Knaben und folglich als deren Niedrigster meinen Weg zur verleideten Schule. Als habe ich dabei nur diesen einen Begleiter, der bereit ist, mit mir zu gehen, einen ebenso Ausgesonderten von den Spielen der Jugend; einen jedoch, dessen Klugheit anerkannt ist, selbst unter den Burschen. Einen, den das Alleinsein nicht anficht, der sich nicht wünscht, statt in die Bücher und auf die Straße in erhitzte Gesichter von Spielgefährten oder des im scherzenden Handgemenge körperlich nahen Kumpanen zu sehen.

Anderenfalls ist es die Sehnsucht nach einem

volleren, tieferen Blau, die mich bedrückt. Diese Kühle des Januars mit seinen knorrig in alle widersprüchlichen Richtungen gestikulierenden Bäumen, den ausnehmlich schwarzen Vögeln am Himmel und seinem scheinbar nicht enden wollenden Zustand der Starre vor dem noch weiten, fernen Frühling. Das vor sich hin Modernde, Erdbraune, Faule, ums Überleben kämpfende gegen den Frost und die sprengende Feuchtigkeit ist mir zuwider, speziell in diesen Tagen. Alles um mich herum scheint schwer, die westfälische Erde schwarz und brockig verklumpt. Was hier schon Lebenswillen zeigt, muss von grober, robuster Struktur sein und fern der Zierlichkeit. Mir verlangt

es nach Leichterem, Feineren dem üppigen, barocken Spiel der Natur, nach Licht, das wärmt und Keime hervor treibt.

Seeck spricht mir von seiner Familie, der Ehefrau und versucht kumpanenhafte, verschwörerische Töne an mir, die ich nicht erwidern möchte. Ja, wir befinden uns beide in dem so genannten Zustand der Ehe, jedoch, wie mir scheint, in recht unterschiedlicher Art und Weise. Während die seine, wie er mir darlegt, bereits eine so geraume Zeit lang währt, dass man sie wie ein vertrautes Möbelstück betrachtet, ohne dass man sich an den konkreten Grund und Zeitpunkt der Anschaffung würde erinnern können, ist meine eigene Heirat mir noch gut erinnerlich

und frisch. Ihm, dem aufstrebenden Lehrer, gehörte, nach gut christlichem Glauben, ab einem gewissen Alter einfach eine standesgemäße Gattin beigegeben und das Fehlen einer solchen hätte seiner Reputation und seinem Vorankommen geschadet. Meines Falles verhält es sich anders. Ich verlieh meinem Schriftstellerleben mit der Ehelichung Katias erst ein gewisses Fundament und Substanz. Ich strebte damit an, was den Wenigsten als herkömmlich für einen künstlerisch Schaffenden erscheinen mag; den langen Schatten einer bürgerlichen Existenz, in dem es sich für meine Begriffe angenehmer leben und arbeiten lässt denn in der prallen Sonne der reinen, unbedachten Boheme.

Doch denke nun niemand, es sei ein Leben im launigen Lehnstuhl des wohl Situierten, das der Führer eines Hauses in der Größe des unsrigen genösse. Wie oft ist mir, als wollte ich, würde es mir angeboten, die lose Unverbundenheit des freien Literaten ohne Hausstand, Kind und Kegel tauschesweise mir zurückerbitten?!

Dabei ist doch die Einkapselung in die wohlgesittete Lebensform der Familie über jeden Zweifel erhaben und, wie man sagt: die Normalität. Man lebt mit dem liebenden Weibe und den Kindern als Trabanten um sich selbst; hütet sie, leitet sie, kaum bemerkend, wie man dabei beträchtliche Teile seiner eigenen Kraft auf sie überträgt. Nun denn,

möge man sagen, es ist doch wünschenswert und erneut, so sagt man, normal. Und bringen auch die Kinder eine Erweiterung der eigenen Lebenswelt mit sich, so stellen sie doch auch eine Einschränkung derselben dar. Man ist ständig unter sich, durch die Sprösslinge fortwährend mit sich selbst konfrontiert. Teile seiner ureigensten Wesensart umkreisen einen in ihnen und es sind nicht immer jene, die man an sich selbst allzu gern und mit Vergnügen betrachtet. Dennoch er tappt man sich dabei, wie man selbst die peinlichsten der eigenen Erbteile beizeiten mit fast schafsblöder Liebe besieht. Kinder binden einen an sich selbst und trennen von den mannigfachen Einflüssen der äußeren

Welt. Es gäbe soviel Fremdes zu erproben, sich überzustreifen, was einem ursprünglich nicht als Mittel in die Wiege gegeben war und man lässt es vorbeiziehen, der trauten Heimeligkeit wegen. Die Siege und die Spiegelfechtereien mit völlig Fremden, vielleicht Stärkeren sind es, die einen über das hinaustrügen, was man vom eigentlichen Naturrell her ist.

Die familiären Bande sind straff. Sie binden und verstricken einen in die Verpflichtung, Bedürfnisse anderer zu befriedigen, da sie selbst dazu noch unfähig sind. Zwar bekommt man zufriedene Glückseligkeit dafür zurück, auch Bewunderung für die Unermesslichkeit der väterlichen Allmacht, die

alle Wünsche zu erfüllen im Stande ist, aber doch weiß man, bei allem Wunsche zur Selbsttäuschung nur zu genau, es steht einem nicht zu, in all seiner Unfertigkeit und Unfähigkeit. Es ist allerdings gut, das Wissen darum zu behalten, anderenfalls droht die völlige Einlullung in das wohlige Nest der gegenseitigen Täuschungen, die zwangsläufig Enttäuschungen nach sich ziehen müssen.

Der ausgeprägte Familiensinn hebt den freien Willen und die Selbstbestimmung beinahe auf und macht fast fatalistisch!

So ziehe ich mich zu festen Zeiten vom Trubel der spielenden und tobenden Kinder zurück in mein Arbeitszimmer, pflege die Kor-

respondenz und die Einkehr, arbeite auch, wenn keine Arbeit entstehen will. Die Familie weiß in diesen Zeiten, der Vater arbeitet und ihre Zeit ist wieder zu anderer Stunde. Keine Störungen, keine Erinnerung an gegebene Versprechen erlaubten ein Durchbrechen dieser Ordnung. Auch meiner Frau ist dieser Umstand klar und ich lobe sie für die strikte Einhaltung der getroffenen Entscheidung, die sie zu allen Seiten hin vertritt. Sie ist klug, denn sie weiß um die Notwendigkeit, genauso, wie ich es tue.

Seecks Frau erwartet uns, wie er mir mitteilte, zu einem mittäglichen Mahl in der Wohnung des Ordinarius. Nach einigen wei-

teren Stationen unseres Rundganges werden wir uns dorthin begeben und es wundert mich, wie sehr mir die Vorstellung einer einfachen Mahlzeit in einer einfachen Umgebung behagt, fernab von Aufmerksamkeit und öffentlichem Interesse.

Auf den Plätzen sehe ich die Buben Bälle und Reifen treiben, sehe Mädchen mit Puppen hantieren, in ihren vom Spielen staubigen Kleidern, für die die Mutter sie schelten wird, wenn sie heimkehren und ich kann nicht umhin, sie dafür zu bewundern, wie sie völlig in dem aufgehen, was sie tun. Es ist kein Schleier, keine Täuschung zwischen dem, was sie sind und dem, was sie sein wollen. Spielende, staubige Kinder ist genau

das, was sie in eben diesem Moment zu sein bestrebt sind. Seeck und ich befinden uns auf dem Weg zu seinem Hause etwas außerhalb des inneren Kreises der Stadt. Er hat es sich nicht nehmen lassen, entgegen aller Einwände der literarischen Gesellschaft und der Honoratioren der Stadt, mich dort seiner Gattin vorzustellen und sie mir ein bescheidenes Mahl reichen zu lassen. Es entspricht mir überaus, denn wenig widerspräche meiner Vorstellung mehr als ein neuerliches unter öffentlichen Augen eingenommenes edles und doch gehemmttes Mahl in einem der ersten Häuser am Orte.

Während im Zentrum der Stadt die Tram verkehrte und viele gutbürgerliche Men-

schen die Gehsteige bevölkerten, bewundert man hier Coupés und Landauer, Fuhrwerke und das gemeine Volk bei seinen Verrichtungen mit Handwagen und altmodischen Körben. Seeck scheint hier nicht der geachtete Ordinarius zu sein, nicht der Gelehrte, sondern maßgeblich der geschätzte Nachbar, gut Freund mit den Näherinnen, den Knechten und Kindern. Mich, den Begleiter, nimmt man wohl wahr, auch mit Achtung, aber ohne wie sonst den Dichter in ihm zu sehen. Erneut wird deutlich, wie begrenzt unser bescheidener Ruhm, wie klein der Wirkungskreis unseres so genannten Dichterwortes eigentlich ist. Man mag den Studienrat, den Beamten, vielleicht den Offizier in Zivil in

mir vermuten, aber den Verfasser von erbaulichen Büchern ganz sicher nicht, denn dies ist nicht die Gegend, in der das gedruckte Wort, auch nicht das meinige, formend und Einfluss nehmend heimisch wird.

Unter anderen Umständen wäre mein Auftreten hier ein Ereignis fremder Art, das bei den Leuten Vorsicht oder Misstrauen hervorriefe, doch durch Seecks Anwesenheit fällt ein Schein von Redlichkeit wie ein Schatten auch auf meine Silhouette, der mich einschließt in das Vertrauen, das ihm entgegengebracht wird. So gehen wir dahin.

Wir erreichen unweit des Gymnasiums, daß den Namen des verehrten Schillers trägt, einen Straßenzug, der im Volksmund, so

Seeck, die Professorenstraße genannt wird, da hier zahlreiche Lehrer der nahen Lehranstalt und Professoren der Universität sich angesiedelt haben. Auch der Ordinarius hat hier sein Heim gefunden. Es handelt sich um eine Zeile mehrerer gleichartiger Häuser, sehr repräsentativ angelegt, mit Giebeln und Erkern, einzelne mit wehrhaften Türmchen; allesamt unten mit grobem Stein versehen und weiter oben hell verputzt. Fein ziselierte Zäune zwischen mächtigen Steinpfeilern sind davor angebracht und vermitteln die Sicherheit unangetasteter heimischer Ruhe. Auch hier, in der Gertrudenstraße werden wir freundlich aufgenommen und ganz ohne Unterwürfigkeit mit mancherlei Gruß

bedacht So erreichen wir bald schon Seecks Behausung.

Sein Quartier ist einfach möbliert, doch behaglich. Es macht auf mich den Eindruck dessen eines nicht allzu Sesshaften, erst kürzlich hierher Berufenen und noch nicht Verwurzelten. Man führt mich in den Salon, der über hohe Fenster und edel ausgekleidete Wände bis zum oberen hellen Fries verfügt, sowie über einen mächtigen, doch modernen Leuchter. Es herrscht in den großzügigen Räumlichkeiten der Widerspruch von eigentlich beinahe verschwenderischer Weitläufigkeit und gediegener Ausstattung gegen die praktische Einfachheit, wie sie der Wohnstatt eines Geistesmenschen gut an-

steht, dem bürgerlicher Tand und luxuriöse Dekorationen nichts oder nur wenig bedeuten. Einiges weist noch auf die baltische Herkunft Seecks hin. Eine gewisse nordische Strenge, die aber eine wohlige Wärme nicht ausschließt. Es blubbert bereits der Samowar, aus dem wir den Tee bereitet bekommen. So sehr Seecks Frau sich im Hintergrunde hält, beinahe wie eine Bedienstete schattenhaft hantiert, so deutlich wird dem genauen Beobachter sofort die Vertrautheit mit dem Ordinarius in den kurzen Momenten, in denen sie mit uns in der Stube weilt. Seecks Gewohnheiten und Vorlieben scheinen sich wenig den westfälischen angeglichen zu haben. Wenn seine Frau Happen aus

dem hiesigen dunklen und feuchten Brote bringt, vergisst sie doch nicht, auch seine geliebten Piroggen zu servieren. Zu dem exquisiten Tee nehme ich einige Bissen der mir dargebrachten Speisen. Der gute Ordinarius ruht behaglich in seinem Sessel unweit des meinen und lässt es sich nicht nehmen, in guter Stimmung einige launige Bemerkungen über die hiesige Küche von sich zu geben. Es sei die Idee seiner Gemahlin gewesen, dem Gast Kostproben der westfälischen Spezialitäten bekannt zu machen, deren Ungewöhnlichkeit seinem Gaumen vielleicht interessant sein könnten. Er persönlich könne sich nicht richtig damit anfreunden. Schon der Humanist Lipsius habe im 16.

Jahrhundert die Westfalen dafür bedauert, dass sie so arm seien, ihre Erde essen zu müssen. Während mein Kiefer noch damit beschäftigt ist, es zu zerkleinern, führt der Ordinarius mir aus, das Brot heiße im Volksmund Pumpnickel, was manchen zufolge soviel wie komischer Kautz, anderen Meinungen nach sogar furzender Nikolaus bedeuten solle. Der Begriff sei im Übrigen auch von dem von mir geschätzten Grimmelshausen benutzt worden, fügt er noch hinzu. Weiterhin schätze man hier sehr das Ragout aus Innereien sowie die Stippgrütze aus Gerste und mancherlei Eintopf aus Pfoten, Ohren und Schwänzen vom Schwein. Stumm kauend bekunde ich belustigtes In-

teresse. Ich bin in fremder Umgebung ein bescheidener Esser und begnüge mich bald mit einigen höflichen Bissen. Außerhalb der mir vertrauten Räumlichkeiten mahnt mich mein Verdauungsapparat zu diesem Vorgehen, denn auch er neigt fern der heimatlichen Wände zu Vorsicht und Bescheidenheit in seiner ansonsten völlig zufrieden stellenden Arbeit. Die eingetretene Gesprächspause, die dem appetitreich schmausenden Seeck gegönnt sei, nutze ich, meinen Blick scheinbar unbeobachtet schweifen zu lassen.

In der Stube dominiert ein Büchergestell ganz ungeheuren Ausmaßes, wie es bei einem derart gelehrten Manne nicht anders zu erwarten gewesen ist. Der Ordinarius folgt

meinem Blick dorthin und es mag sein, dass er vermutet, ich sei auf der Suche nach einer meiner eigenen Hervorbringungen, was mir angesichts der geballten Weltweisheit der alten Völker darin niemals in den Sinn gekommen wäre. Derlei Verblendung kann selbst der Stolzeste unter unseren gegenwärtigen Schreiberlingen nicht anheim fallen.

Vielleicht aus diesem Grunde betont er, wie sehr es ihn freue, mich, den Dichter in seiner Stadt als Gast zu wissen. Einen Mann von meinem Rang und Ruhm habe man hier selten zu begrüßen. Die westfälische Landschaft schein der Hervorbringung großer Dichtergestalten nicht eben günstig zu sein, fügt er an. Auch schein ein Schallraum zu

fehlen, in dem die Persönlichkeit und das Werk des Poeten sich voll entfalten könne.

Ich entgegne, dagegen stünden doch Namen wie der Annettes, Grabbes und manch anderer? Gewiss sei es so, erwidert Seeck, und doch gehörten gerade diese zu den problematischeren Naturen der Geschichte, die sich jeder Einordnung in ihre Epochen entzögen und scheinbar für sich selbst stünden. *Westfalus est sine pietate, sine pudore, sine conscientia, sine veritate*, sagt er und übersetzt sofort mit einem Schmunzeln: Der Westfale sei, laut Sprichwort, gottlos, schamlos und gewissenlos, dazu lügenhaft. Die Frömmigkeit und Prüderie dieses Menschenschlags sei in seinen Augen nur das bewei-

sende entgegen gesetzte Extrem, fügt er hinzu.

Ich wage nicht zu beurteilen, ob ich ihm recht geben müsse und denke vielmehr an den Namen des westfälischen Poeten Hille, den Zweig mir vor nicht allzu langer Zeit nannte und in dem sich die Merkwürdigkeit und Besonderheit des hiesigen Menschenschlages in meinen Augen geradezu versinnbildlicht zu haben scheint. Ich bin ihm, anders als Zweig, nie persönlich begegnet, aber die Schilderungen, die ich mitgeteilt bekam, haben mir einen Eindruck hinterlassen. Es heißt, er sei umhergezogen, mit einem Sack auf dem Rücken, der seinen gesamten Besitz beinhaltete. Ein ganz ungeheurer Mensch

mit einer immensen Menge Haar und zerlumpten Kleidern. Was mir an Worten von ihm zu Augen gekommen ist, stellt die sonderbarsten Fragmente von Prosa und Poesie dar, unter denen das Feinste unserer Zeit zu finden ist. Und doch entstand es auf Zetteln aus schlechtem Papier, die er in den Kleidern aufbewahrte, die er am Leibe trug. Auf Bänken und Bahnsteigen waren sie ihm zugeflogen und ebenso frei gab er sie wieder fort, als Geschenk an andere, ohne auch nur eine einzige Abschrift davon zu besitzen. Ein Zusammentreffen mit ihm hätte sicherlich ein wundersames Bild abgegeben. Hier der Bohemien mit einer wirren Mähne, aber gütig lächelnd, dort ein Offizier in Zivil mit

gestutztem Schnurrbart und gestrenger Miene. Und dennoch befinden wir uns an zwei Enden eines Stranges, der uns eint. Wir sind beide Geschöpfe des vergangenen Jahrhunderts und der Dekadenz, jeder auf seine ganz eigene Art und während Hille bereits, dazu recht elend, verstorben ist, bin nun ich übrig und habe fürderhin zu erproben, inwieweit mein Wesen mich weiter trägt.

Seeck richtet nach der umständlichen Beendigung seines Mahles durch ausgiebiges Wischen des Mundes mit einer enormen Serviette nun unmittelbar seinen Blick auf mich. Ich habe, nun wird es mir bewusst, eine Replik auf seinen letzten Gedanken in unange-

messener Weise vermissen lassen und bin in Gedanken abgeschweift. Er scheint mir dieser Unhöflichkeit wegen allerdings nicht zu zürnen, sein Blick hinter dem Kneifer bleibt freundlich, gewinnt einen fast väterlichen Zug. Nach einer Pause des gemeinsamen Schweigens wendet er ruhig und bedächtig das Wort an mich:

„Geschätzter Mann, wenn wir all unser Unglück auf einen gemeinsamen Haufen legten und dann jeder davon einen gleich großen Teil wieder an sich nehmen müsste, so würden die meisten Menschen zufrieden ihr eigenes Unglück zurücknehmen und davongehen, so sagt es Sokrates.“

Gewohnt, derlei Weisheiten mit Ernst und

Bedacht aufzunehmen und nicht gleich mit eigener Gegenrede zu übergehen, lasse ich sein Wort im Raume stehen. Es regt zum Nachdenken, doch vermag ich jetzt nicht weiter in es zu dringen. Die Verwunderung über diesen Ausspruch an dieser Stelle hindert mich daran. Es ist mir nicht unangenehm, dass die Frau des Ordinarius just in diesem Momente das Zimmer betritt, um Essgeschirr wegzuräumen und nach kurzem Verschwinden erneut zu erscheinen, nun mit allerlei Rauchzeug auf einem Tablett. Seeck ermutigt mich mit einer einladenden Geste, zuzugreifen. Ich wähle eine schlanke Zigarre, während er nach seinem Pfeifenzeug greift. In aller Gemütsruhe stopft und ent-

zündet er sein Rauchgerät, während ich dasselbe mit meiner Zigarre tue. Es tut gut, den wohlschmeckenden Rauch zu inhalieren, der emporsteigt. Zusätzlich war es angenehm, die entstandene Gesprächspause mit vertrauten Handgriffen gefüllt zu haben. Seeck genießt das Rauchen ebenfalls, zurückgelehnt und entspannt, jedoch immer noch mit dem gleichen präzisen Blick auf mich gerichtet. Ich sitze aufrecht, in der einen Hand die Zigarre, die Beine übergeschlagen und die freie Hand am Ellbogen der anderen. Mit einem leichten Kopfnicken bekunde ich Gefallen an der angebotenen Marke und mein Wohlbefinden. Kurz noch schweigen wir beide, im Nebel des aufsteigenden Tabaks-

qualmes, dann richtet der Professor erneut das Wort an mich.

„Sie scheinen erschöpft. Die Strapazen der Reise, nehme ich an.“

Ich kann nicht anders, als dies zu bejahen. Obwohl ich das Reisen schätze und die mannigfaltigen Eindrücke unterschiedlichster Art unzweifelhaft bereichern, kann es beizeiten etwas ermüdend werden. So sage ich es dem Ordinarius, bemüht um ein abschließendes Lächeln, dass keine tiefer gehende Beeinträchtigung meiner derzeitigen Verfassung nahe liegt.

„Was bedrückt Sie sonst, lieber Freund, außer der körperlichen Ermattung, die ohne jede Frage normal zu nennen ist, nach einer

Woche voller anstrengender Aktivität? Aus unserer Korrespondenz habe ich Sie als außerordentlich mittheilsam in Erinnerung, was Ihre literarischen Pläne angeht und äußerst offen gegenüber Neuem und Anderem. In diesen Stunden, die mir nun mit Ihnen zu verbringen vergönnt war, wirken Sie ganz anders. Laborieren Sie an etwas?“

Ich hatte nicht angenommen, dass mir meine momentane Verfassung ins Gesicht geschrieben stünde. In den Hallen und Sälen, die ich besucht habe, in den vergangenen Tagen, mag wohl niemand davon Kenntnis genommen haben. Bei aller Mittelmäßigkeit meiner Darbietungen, bei aller fehlenden Begeisterung war man doch weitgehend zufrieden

und meine generelle Distance half mir dabei trefflich.

„Geschätzter Professor“, hebe ich zu einer Replik an, „mag Ihnen, zu meinem Bedauern, der eloquente Austausch mit mir gefehlt haben, so seien Sie doch versichert, dass es keinesfalls an mangelndem Reize dazu liegt. Eine Reise, wie ich sie just getan habe, strengt in der Tat an und ich bin außerordentlich froh, in unserem Spaziergang durch diese herrliche Stadt einen angenehmen Ausklang dafür gefunden zu haben. Meine Schweigsamkeit mögen Sie verzeihen, bisweilen spricht man am Abend unter großer Konzentration zwei Stunden und mehr, darunter leidet der Stimmapparat und es mag

sein, dass ich unbewusst mein Organ schon, um einer Heiserkeit vorzubeugen. Was meine Pläne betrifft, so steht es gut. Doch meidet man als Autor mit mancherlei Schrulle und Aberglauben ab und an, allzu viel aus der Werkstatt zu erzählen, bevor das Werkstück zur Reife gelangt ist. Ich arbeite emsig, wie eh und je und will Ihnen nun als Belohnung für Ihre Geduld und Freundlichkeit einiges davon enthüllen. Angeregt durch die köstlichen Memoiren eines rumänischen Hochstaplers befasse ich mich seit geraumer Zeit mit einer Variante seiner Erzählungen. Ganz humoristisch und bunt. Es ist bisher nur der Keim etwas Größeren, der gute Fischer druckte es in seinem Alma-

nache, den ich Ihnen nach meiner Rückkehr nach München zukommen lassen werde. Auch beschäftigt mich ein kleines Stück, das ich Goethe in Marienbad nenne und des geheimen Rates letzte Liebe zum Thema hat. Etwas Kleines nur, aber voller Reiz. Ganz im Goetheschen Stile soll es sein. Zu diesem Zwecke, ich wies mit der Hand in Richtung des Korridors, in dem ich meine Tasche deponiert hatte, trage ich während dieser Reise sein wunderbares Buch Die Wahlverwandtschaften mit mir, in dem ich in jeder freien Minute studiere. Sie sehen, lieber Seeck, ich bin beschäftigt, sogar außerordentlich und es mag sein, dass diese Reise mich allzu sehr als Unterbrechung meiner geliebten Arbeit

drückt.“

Das lange Sprechen meinerseits ließ die Zigarre in meiner Hand beinahe verlöschen, weshalb ich nun heftig mich darum bemühen muss, durch starkes und häufiges Ziehen erneut Glut darin zu entfachen. Seeck schaut mir aufmerksam zu, seinerseits Rauchkringel ausstoßend, dann sagt er:

„Dann ist es gut, lieber Freund! Das alles sind sicher treffliche Dinge, die Sie unter Ihrer Hand haben.“ Er pausiert, um seine Pfeife nachzustopfen und fährt dann fort:

„Für gewöhnlich bin ich nicht der Mann, der die tägliche Presse allzu sehr verfolgt, doch in diesen Tagen habe ich es getan, schon im Vorfeld Ihrer Ankunft in Münster,

aus Vorfreude. Allgemein war der Tenor nicht allzu schmeichelhaft und ich fürchtete bereits, Sie könnten davon deprimiert sein und sich unwohl darüber fühlen. Angenehm ist mir nun, zu sehen, dass Sie weit darüber stehen, nur auf das Zukünftige blickend. Dies Getöse und Getrommel der Schreiberlinge nach einem neuen großen Werke Jahr für Jahr ist für mich eine moderne Form der Sklavenhalterei. Ein Künstler kann nicht nach solcherlei Wünschen tanzen und sich Großes förmlich aus dem Ärmel schütteln. Wohl gibt es solche, die dies tun, aber was kommt dabei heraus!?"

Der weise Mann! In Würde gealtert und dennoch nach wie vor von einer Wachheit und

Klarheit, dass man es nur beneiden kann. Ein freier Geist, an der Geschichte geschult, viel mehr als unsereiner und dabei bescheiden und freundlich zu Jedermann. Wohl freut es mich, dass wir in unserem Gespräche nun offenbar für mich freieres und angenehmeres Terrain erreichen, ihn mit meiner Auskunft getäuscht zu haben, erscheint mir jedoch als unfairer und feiger Akt, dessen sich nicht zu rühmen ist. Es ist der Wertschätzung zu viel, was er mir entgegenbringt.

Offenbar ist das eben berührte aber ein Gebiet, über das sich mein Gesprächspartner gerne ereifert, denn er lässt nicht davon ab und scheint nun, wie so oft zuvor, beinahe

wieder zu monologisieren.

„Die Kunst ist kein Rummel, auf dem man täglich eine neue Attraktion braucht. Dennoch scheint es heutzutage so. Ehemals war etwas Göttliches darin, zu schaffen, zu schleifen und zu feilen, bis das Werk gerundet war. Nicht wenige achteten das Fertigstellen mehr als gedruckt und käuflich zu sein. Aber was zählt heute noch Inspiration, was das zähe Ringen mit den eigenen Fähigkeiten? Mich würde nicht wundern, erfände man bald eine dampfbetriebene Maschine, die das Schreiben von erbaulichen Büchern zu übernehmen in der Lage wäre! Aber wem sage ich das? Lieber Mann, sie selbst könnten sich in diese Sklaverei begeben, zur Er-

nahrung Ihrer Liebsten, zur Mehrung Ihres Ruhmes, aber Sie, Sie spielen dieses Spiel nicht und dafür schätze ich Sie.“

Die ehrliche Empörung des Professors beeindruckte mich auf's Stärkste. Seine offensichtlich sehr hohe Meinung über meine Person jedoch beschämte mich. Es entzog sich meiner Kenntnis, wie es ihm als jungem Mann ergangen war, als Schüler des großen Mommsen, in Greifswald. Ob er Hohn und Spott erfahren hatte, für seine ersten Versuche, auf eigenen Füßen zu stehen? Ich wusste es nicht. Dennoch war ich sicher, er würde keinen Hehl daraus machen und es mir berichten. Also beschloss ich, es ihm gleich zu tun und die Maske fallen zu lassen.

„Lieber Seeck, ich will ehrlich mit Ihnen sein. Fast genau ein Jahrzehnt ist vergangen, seit der große Roman in der Welt ist, für den ich noch heute fast ausschließlich wahrgenommen werde und für den ich bis heute keinen würdigen Nachfolger habe finden können. Der Wagemut, der mich als Jüngling von 25 Jahren getrieben hat, dieses Drahtseilstück anzugehen fehlt mir heute, zehn Jahre später, als Gatte und Vater von vier Kindern. Nicht die Kondition scheint es mir zu sein, denn körperlich fühle ich mich, von gelegentlichen Zipperlein kleinerer und mittlerer Art abgesehen, von äußerst großer Leistungsfähigkeit, aber der Mut scheint mir abhanden gekommen. Viele kleine Pflänzchen

hat mein Drang, etwas auf Papier zu setzen hervorgebracht, doch keinen so gewaltig ausgreifenden Baum wie die Buddenbrooks, in dessen Schatten ich mich bis zum heutigen Tage zwar vor der grellen Sonne geschützt, doch auch von ihrer Wärme abgeschnitten betrachten mag. Seit diesem Tage im Februar 1901 hat sich viel um dieses Buche schreiben und sagen lassen. Nannte man mich Nestbeschmutzer, hieß man mich einen Skandalschriftsteller, verteilte man Listen mit den Namen der darin porträtierten, ließ auch mein Onkel Blätter verteilen, in denen er sich von mir und meinem verräterischen Machwerk distanzierte, heute ist der Erfolg des Buches groß und sein Ertrag wuchs jähr-

lich in gleichem Masse wie die Anerkennung, die mir dafür zuteil wurde. Doch in einem Schatten dieses Ausmaßes gedeiht nur kleines und reift selten zur Blüte. Einzig der Tonio ist mir lieb, der mir -in einer Laune- früh und noch vom enormen Rummel um den großen Roman unbelastet, gelang.“

Die Erinnerung an den dunklen Jungen ließ mich meine Rede unterbrechen und bei mir selbst dachte ich: Ach, Tonio, wie heiß sprachest du von Don Karlos, wie sehr verzehrtest du dich im Geigenspiel! Du wolltest ganz und gar hinein in die Welt und mit deinen Händen greifen, festhalten und formen mit aller Leidenschaft, die dir gegeben war, umringt von Kameraden, die nichts davon

verstanden und die du dennoch liebtest.

„Meine Frau mag ihn sehr!“, warf der Ordinarium ein, was ich erfreut zur Kenntnis nahm und mich ins Gespräch zurückfinden ließ.

„Seit diesem wundersamen Zwitterwesen aus nordischer Kühle und südlichem Temperament ist mir allerdings nichts mehr aus der Hand gekommen, was mehr wäre als bittere Satire oder schlichter Kitsch. Wohl werde ich gelobt, wohl finde ich Leser, doch wie viel Korrespondenz erreicht mich mit der immer gleichen Frage nach einem neuen GROSSEN Buche, ganz so, wie es die Buddenbrooks gewesen!“ Ein langer Aschekegel hat sich an der Spitze meiner Zigarre gebil-

det, den ich vorsichtig im dafür bereitstehenden Gefäße abstreife.

Seeck nickt über meine Worte verständnisvoll mit dem Kopfe und lässt sich tiefer in seinen Sessel sinken, offenbar einem Gedanken folgend, den in Worte zu fassen er sich bemüht. Schließlich, nachdem er einen tiefen Zug aus seiner Pfeife genommen hat, beginnt er:

„Es mag für Sie erscheinen wie des alten Mannes Weisheit und für ein Wesen ihrer Lebenszeit nicht von Relevanz, aber nicht nur Ihnen, geschätzter Freund, ist es so ergangen. Betrachten wir nur den großen, in den Schatz der Literatur unserer Welt eingegangenen Herrn geheimen Rat. Ich sehe aus

Ihren Plänen, dass Sie mit seinem Werke in einem Maße, wie es für einen gebildeten Manne ziemlich ist und darüber hinaus, vertraut sind. Was finden Sie vor, wenn Sie den Jüngling nehmen und dann, vergleichend, den Titanen, auf der Höhe seines Könnens?

Ein genialischer Bursche aus dem Hessischen, Verfasser einiger Gedichte und eines historischen Stückes über den Ritter mit der eisernen Hand, das seiner Form wegen, nicht seiner Größe halber, zum Skandal wurde. Und dann: Der Werther. Ein dünnes Büchlein, aber so ungemein und über alle Maßen hinaus geliebt und bewundert. Kein Roman hat zuvor eine solche Verbreitung, eine solche Wirkung hervorzurufen vermocht. Man

nahm den Autor als seine Schöpfung, nahm das Erfundene für Wirklichkeit und war von da an geneigt, wenn man von Goethen sprach, vom Verfasser des Werther zu sprechen. Noch Napoleon war versessen darauf, mit dem Autor dieses Büchleins zusammenzutreffen und wollte über nichts anderes sprechen, was dem Rat nicht wenig missfiel. Nun: Der Werther. Und danach? Sie können hier an meinem Büchergestell die dicken Bände suchen. Den Faust in seiner Gänze, den Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, dieses köstliche Stück. Heute füllt sein Wort mehr als ein ganzes Brett. Aber säßen Sie und ich just hier, an dieser Stelle, nur wäre es, sagen wir, das Jahr 1790:

Was hätten wir zu tun, nach dem Namen und dem Werk des Herren Goethe zu suchen. Der Werther! Er wäre da, ja! Dazu der Egmont und die Iphigenie, ein Bändchen Theater, vielleicht ein Band der Gedichte. Aber klein das Ganze und wenig, wenn man es gegen das Opus stellte, dass andere uns hinterlassen haben. Hat es nicht Jahrzehnte gedauert, bis dem Genius erneut etwas zuflog, was Rang hatte, unsterblich zu werden? Hat er nicht immer und immer wieder die Stoffe, die ihn berückten hintan gestellt, um sich später wieder ihnen zuzuwenden? Jahre hat er verbracht, Possen für das Hoftheater zu Weimar anzufertigen. Zeit hat er gebraucht und gottlob auch bekommen, aber

es gab nicht wenige, die ihn geringer sahen als Andere, in den Jahren nach dem Werther, in denen ihm nichts gelang. Sie, mein geschätzter Mann, haben ebenfalls Zeit. Zeit, um die ich sie beneide. Und den Willen, den mächtigen Willen, etwas zu fabrizieren, haben sie ebenfalls, sonst wäre Ihnen diese Zeit, die sie momentan erleben, nicht eine solche Qual.“

Noch einmal beruhige ich den klugen Alten im Sessel mir gegenüber, wohl wissend, dass er wahr spricht.

Die Zeit ist vorüber. Unser Gespräch muss hier sein Ende finden. Seecks Blick zur Uhr ist ein letzter. Er weist mich darauf hin,

dass nun Zeit sei, aufzubrechen. Wir erheben uns und nach der Verabschiedung durch sein liebenswertes Weib reicht auch er mir die Hand und sagt zu mir, der schon in Mantel und mit dem Hute in der Hand dasteht:

„Bei meiner Begrüßung kam ich mit leeren Händen, ein Fauxpas eigentlich, den Sie freundlichst zu entschuldigen bereits sein mögen. Meiner gelegentlichen Zerstreuung, nicht meiner Geringschätzung ist er geschuldet. Ich will aber nun nicht auch mit leeren Händen von Ihnen Abschied nehmen.“

Er greift nach einem kleinen, bereitliegenden Buche auf dem Schränkchen im Eingangsbereich und überreicht es mir mit einer kleinen Verbeugung. Ein Blick darauf lässt es mich

als eine Ausgabe seines eigenen Werkes über die Briefe des Libanius erkennen. Ich danke ihm herzlich, doch er winkt ab und unterbricht mich:

„Ich war so frei, Ihnen noch etwas hineinzuschreiben. Nehmen Sie es als meinen ganz persönlichen Gruß an Sie.“

Ob es unhöflich sei, sofort hineinzusehen, überlege ich, oder ob vielmehr das erst spätere Lesen der Widmung eine Kränkung sein würde. Doch Seeck übernimmt die Entscheidung selbst. Nicht eilig, aber nachdrücklich erinnert er mich an die Droschke, die unten auf mich warte und ergreift noch einmal meine Hand. Wir sagen Adieu und versprechen uns ein Wiedersehen. Ich biete ihm an,

jederzeit mein Gast zu sein, falls ihn sein Weg einmal nach München führe, doch er winkt erneut ab, schmunzelnd, dass sei auf seine alten Tage keine Reise mehr für ihn. Er bleibe gerne hier und empfangen Besuche aus aller Herren Länder. Er führe nicht mehr hinaus in die Welt, die Welt käme nun zu ihm und er fände das im Grunde nur gerecht.

Ein Gruß dem Kutscher, ein Blick hinauf zum Seeck'schen Fenster und ein Nicken zum Abschied. Wir fahren.

Zurückgelehnt in die Polster wende ich mich dem Buche zu, das ich immer noch in Händen halte. Auf dem Vorsatzblatte steht die

Widmung des Professors in seiner mir von den Briefen wohl vertrauten, kleinen, doch ordentlichen Schrift. Ich entziffere das Geschriebene schnell. Mir zugeeignet mit einem Gruße ist ein Spruch des Augustinus:

*Nur wer selbst brennt,
kann Feuer in anderen entfachen.*

Es rührt mich nicht wenig, weshalb ich mich nicht in der Lage bin, mich der weiteren Lektüre zu widmen, sondern vielmehr, den Zeigefinger in der Seite belassend, das Buch in den Schoße lege und ins Nachdenken gerate. Nun begänne der umgekehrte Weg. Im Kleinen: zurück von Seecks Gemächern ins Hotel im Rund der Häuser am Prinzipalmarkt, wie im Großen: zurück durch die Städte, in die

ich zum Vortrag gekommen war, nach München. Eine absurde Form des Reisens eigentlich, innerhalb weniger Tage den gleichen Wege zweimal zurückzulegen, um anzukommen, von wo man aufbrach. Aber passend zum gesamten Verlauf dieser unsäglichen Fahrt.

Diese ganze Reise mutete mir an wie eine grotesk auf den Kopf gestellte Parzival-Geschichte. Von Station zu Station ging es nicht immer höher hinauf, vom Narren zum Gralskönig, sondern vielmehr immer tiefer hinab, vom Höchsten zum Niedrigsten, letztendlich dem Hohne preisgegeben. Jeder Ort, den ich besuchte, raubte mir einen Teil mei-

ner Würde, als ließe ich in jedem ein Stück meiner Kleidung zurück und verbliebe letztendlich im flatternden Hemde.

Eine letzte Nacht im Hotel zum König von England verging mit leichtem Schläfe. Die Koffer schon aufgegeben, die Tasche gepackt, Mantel, Hut und Stock griffbereit an der Zimmertür. Das Klopfen des Pagen rief mich zu meiner Verbringung zum Bahnhof. Nicht wenig erfreut verließ ich Hotel und Stadt, wenn auch wie ein Gesuchter mich fühlend, der sich davon stiehlt, heimlich, in aller Frühe und Diskretion. Im Zuge dann sank ich auf den Sitz, froh über den Aufbruch, froh über mein Abteil, zu dem das

Gemurmel der sehr zahlreichen anderen Fahrgäste nur gedämpft durchdrang. Ich sah das dumpf im kalten Licht des Morgens liegende Westfalen vorbeiziehen. Im Ballungsraum begann schon bald das von der Anreise vertraute Hüpfen und Eilen von Zug zu Zug. Kaum lagen Stock und Tasche im Gepäcknetz, kaum saß man, sprang man schon wieder auf und suchte unter vielerlei Geremmel und Geschubse den Ausstieg und den nächsten Zug Richtung Heimat. Ein unbequemes Unterfangen. Nicht einen Blick warf ich ins Buch, unterließ sogar bald das Ablegen des Mantels und des Hutes und reiste wie ein eiliger Handelsvertreter, leicht überhitzt und ermüdet, kaum, dass ich vorange-

kommen war.

Erst als ich die ländlicheren Regionen erreichte, fiel ich in den bequemeren Sitz des Langstreckenzuges, froh, mich einrichten zu können auf ein geruhsameres Reisen. Die Abteile waren nun weniger gefüllt, allgemein breitete sich Ruhe aus. Wir erreichten wieder den Rhein. In den Tagen, die vergangen waren, seit ich zuletzt meinen Blick auf seine abgründig flirrende Oberfläche gerichtet hatte, war viel Wasser durch ihn heruntergegangen. Flussaufwärts ging es nun. Endlich fand ich etwas Entspannung. Ich beließ das Buche verstaut und horchte statt auf des Geheimen Rates Wort auf das Rauschen des Flusses und das leise Rumpeln der

Räder. Es ging gen Mittag, ein leichter, schamhafter Hauch von Sonne zeigte sich über den Hügeln, deren verlässliches, weiches Auf und Abschwingen mit dem Heben und Senken der Strecke korrespondierte. Unter meinem Plaid wurde es mir angenehm warm, des Mantels bedurfte es nicht mehr. Wie wenig der Fluss sich schert um das menschliche Treiben an seinem Ufer, dachte ich, selbst das Befahren seiner Wasser mit kleinen und größeren Booten duldet er überlegen. Immerzu tut er sein Tagwerk fraglos und sicher seines Genügens. Mögen die fatalen Weiber auf den Felsen an seinem Ufer sich kämmen und rufen, mögen die Nornen singen, er geht seines Weges. Steht

sein Wasser auch höher oder niedrig, er wird nicht versiegen. Wie viel angenehmer ist das weiche Gleiten in mäßigem Tempo, in Schleifen und Kurven, das hinauf kriechen und hinab rauschen auf den Erhebungen und Vertiefungen der Landschaft wie auf dem Rücken eines schlafenden urzeitlichen Tieres. Der Kopf sank mir zur Seite und ich fiel über mein Denken in tiefen Schlaf, vom Zuge geschaukelt wie ein Kind in der Mutter Arm.

Beinahe arkadisch mutete die Landschaft an, die ich erblickte. Ein südlicher Garten, von üppigem, fast schon obszönen Gewächs voll und zum Meere hin offen. Im Traum trat ich

über die Grenze, aus dem Schatten der hohen, schwer tragenden und stark duftenden Bäume in die Sonne des angrenzenden Strandes mit seinem leuchtend gelben Sand und der ruhig daliegenden tintenblauen Fläche des Wassers, mit in der Sonne glitzernen Schaumkrönchen besetzt. In der Ferne sangen Vögel, die Wellen machten ein Geräusch ähnlich dem von gegeneinander geriebenem Seidenstoff, ansonsten war kein Laut zu vernehmen. In einiger Entfernung spielte eine Gruppe Kinder, völlig im Moment, völlig in der Geschmeidigkeit ihrer warmen Körper aufgelöst. Ich betrachtete sie durch den Schleier der aufsteigenden, vor Erhitzung flirrender Luft, sah geöffnete

Münder, übermütig vollführte Sprünge und Turnübungen, aber hörte nichts. Ein Idyll, so wunderbar wie ein bewegtes Gemälde, in das man eintreten möchte, aber es nicht vermag. Dann plötzlich schlug die Stimmung um. Eine einzelne Wolke, beinahe wie die schneevollen Ungetüme über dem bayrischen Gebirg, schob sich vor die Sonne und schlagartig verschwand ihr Schein, nur die Wärme blieb, gewann aber an Schwüle. Erst in diesem Augenblicke nahm ich mich selbst wahr, fühlte, dass ich schwitzte und augenblicklich wurde mir bewusst, dass ich ebenso an diesem Strande stand, wie ich am Bahnsteig gestanden hatte. Im Mantel, mit Hut, mit Stock. Unpassend gekleidet, in dieser

Umgebung ein Geck, der unweigerlich die spottenden Blicke der Kinder auf sich ziehen würde. Mich der wärmenden Hülle zu entledigen kam mir allerdings nicht in den Sinn, vielmehr grub ich in den Taschen nach einem Tuche, um den mittlerweile heftig rinne-nden Schweiß zu stillen. Unter keinen Umständen dürfe ich den Mantel ablegen, gab mir eine innere Stimme ein. Also zog ich mich zurück in den Schatten der Vegetation, von wo aus ich weiter die Kinder betrachten wollte. In ihrer Mitte gab es, wie überall, einen geheimen Prinzen, der die stummen Befehle gab und um dessen Zuneigung sich die kleinen Geschöpfe sämtlich bemühten. Ich bewunderte seine noch völlig unge-

bräunte Gestalt im Badekleid, darauf achtend, mich hinter großen Blättern versteckt zu halten. Die Wolke hatte mittlerweile wieder die Sonne freigegeben und sich selbst in viele kleine, hauchfeine Streifen aufgelöst.

Im Dickicht der duftenden Sträucher und Hölzer fröstelte ich sogar und raffte den Mantel am Halse mit einer Hand zusammen. Als es angesichts der strahlenden Wärme außerhalb meines Verstecks zu kühl zu werden begann, wagte ich erneut den Schritt auf den Strand. Augenblicklich wiederholte sich das gleiche Schauspiel wie zuvor. Schweiß rann an mir herunter, aber den Mantel... um keinen Preis! Ich beschloss, näher zu treten, zu possierlich war das Spiel der Kinder anzuse-

hen. Mittlerweile hatte der kleine Prinz seinen Vasallen erlaubt, ihn im Sande einzugraben, was sie mit großen Ernst und gründlich taten. Völlig darin vertieft, bemerkten sie mich nicht, obwohl ich nur wenige Meter von ihnen entfernt mich aufhielt. Anfänglich noch unter Jauchzen und Lachen ließ der Junge sich vergraben, dann allerdings musste ich feststellen, dass die anderen nicht innehielten, als sein schmaler Körper bereits bis auf den Kopf unter dem Sand versteckt war. Sie hatten bisher gründliche Arbeit geleistet, scheinbar war es ihm unmöglich, sich zu befreien, als sie nun fort fuhren, auch Sand über seinem erschreckten Gesicht aufzuhäufen, woraufhin sein für mich unhörba-

rer Protest bald versiegte. Einen Moment noch waren lediglich seine vor Angst geweiteten Augen zu sehen, bevor auch diese unter einer Schicht Sand verschwanden und nunmehr nur noch ein kleiner Hügel sichtbar blieb. Die Kinder verschwanden und ich stand reglos, unfähig, mich zu rühren. Erst, als sie nicht mehr zu sehen waren, löste sich meine Verkrampfung und ich eilte die wenigen Meter zum vergrabenen Jungen, als sei es der längste Weg meines Lebens. Als ich ihn erreichte warf ich mich auf die Knie und begann schweißüberströmt und immer noch im Mantel, mit bloßen Händen zu graben. Zu meinem Erschrecken fand ich aber die Grube leer, kein kleiner Körper steckte dort,

froh über seine Befreiung, nichts als Sand, der durch meine Finger rann, fand ich vor. In diesem Moment näherte sich eine Gruppe Menschen vom Walde her, die den Kindern der Truppe, die dies angerichtet hatte, in ihrer Zusammensetzung und ihren Zügen erstaunlich glich, nur um einige Jahre gealtert. Anklagend und feindselig betrachtete sie mich, der im Sande kniete, vor einer leeren Grube, in der der Junge verschwunden war. Ich weiß noch, dass ich augenblicklich fürchtete, man würde sich auf mich stürzen und mir Gewalt antun. Ängstlich sah ich nach meinem eilig fortgeworfenen Stock, um mich wenigstens einer Waffe zu versichern, um mich zu verteidigen. Doch er war fort und

ich sah suchend um mich. Über den Schreck, dass er sich bereits in der Hand eines der Männer befand, erwachte ich aus meinem Schlaf und schlug die Augen auf.

Wir waren bereits, wie ich feststellen konnte, weit gen Süden vorgedrungen und nicht allzu viel später erreichte der Zug meine Heimatstadt, das unter glasklarem Himmel strahlende München. Es folgte meine Rückkehr in das von Frau und Kindern mit Leben erfüllte Haus. Mancherlei Korrespondenz, die in meiner Abwesenheit einging, wollte beantwortet werden.

- Brief an Heinrich vom 26. Januar 1911:

Von meiner Reise bin ich recht befriedigt zurückgekehrt. Sie war anstrengend, bot aber viel Anregendes und Lehrreiches. Namentlich aber Münster in Westfalen, eine ganz überraschende Stadt, tief katholisch bei ausgesprochen nord- und niederdeutscher Bevölkerung und voller altertümlicher Schönheiten.

Allgemein viel Beschäftigung, aber wenig Arbeit. Dafür Zerstreuung. Las den Rosenkavalier und schrieb darüber an Hofmannsthal, wie wenig geglückt mir die Vertonung erscheint. Vier Stunden Getöse um einen reizenden Scherz! Begab mich für einige Tage aufs Land, um mein anhaltendes Unwohl-

sein zu kurieren. Blätterte beim Buchhändler Schüler erneut in Augustinus Bekenntnissen, angeregt von Seecks mir zugeeignetem Zitat. Merke es mir zum Ankauf vor. Meine Antwort auf eine Umfrage unter Kollegen erschien, Fraktur oder Antiqua, die ich beinahe schon vergessen hatte. Ging ins Theater, sah Heinrichs neues Stück. Besuchte Mutter in Polling, hier war es, wo Carla starb. Beschäftigte mich erneut mit Chamisso, des Öfteren war mir sein Schlemihl in den letzten Wochen im Sinn gewesen.

Der Frühling erreichte Bayern und die erstarkten Sonnenstrahlen, das hie und da sprießende Gewächs taten mir wohl. Es kam die Apfelblüte, doch noch fern war die Zeit

der Ernte. Wir beschlossen, aufzubrechen, in Italien wäre es schon beinahe sommerlich, aber noch nicht überlaufen. Den 6.Mai ginge es erneut auf Reisen. Brioni, das Juwel in der Adria, rief uns und wir packten unsere Koffer. Wie ein Reptil würde ich reglos in der Sonne liegen und mit allem, was mir zur Verfügung stünde, Kraft zu tanken versuchen, so war mein Gedanke. Dass es leidlich anders kommen würde, enttäuschend hier, aber außerordentlich befruchtend dort, konnte mir hier noch nicht bewusst sein. Ich machte mich auf den Weg. Aus dem Schatten, zum Licht.

ENDE

Nachwort:

Der moderne Klassiker. Das ist das heutige Bild von Thomas Mann. Autor der Buddenbrooks, des Zauberbergs, des Doktor Faustus und so vieler anderer Werke der Weltliteratur. Der einzige Autor, der für einen zweiten Nobelpreis im Gespräch war. Ein langes Leben, zugegeben, aber andere Autoren, denen eine ähnlich lange Lebenszeit vergönnt ist, bringen es dennoch manchmal nur auf einen oder zwei Titel, die ähnlich bedeutend bleiben.

Hat in einem solchen Schriftsteller-Leben überhaupt je eine Krise stattgefunden? Bei-

nahe könnte man es sich bei einem solchen Regemaß in der Produktion von Höchstleistungen nicht vorstellen. Doch auch bei Thomas Mann gab es Derartiges. Eine Krise, eine Schreibhemmung, die ihn beinahe an der Fortdauer seiner literarischen Karriere hat zweifeln lassen. Sie fand statt im Jahre 1911, zehn Jahre nach den Buddenbrooks, lange vor den anderen genannten Werken, ohne die heute kein Kanon mehr auskommt.

Ein Kulminationspunkt in dieser Schaffenskrise ist die Lesereise im Januar 1911, die seinem Auf- und Ausbruch nach Italien vorausgeht. Das Echo ist verhalten, sein Roman: Königliche Hoheit nicht zu seiner Zufriedenheit und nichts, was er in die Hand nimmt,

gelingt.

Thomas Manns Reise hat tatsächlich so stattgefunden. Auch der Spaziergang mit Otto Seeck durch Münster in Westfalen ist verbürgt. Alle Geschehnisse an diesem Vormittag im Januar 1911 sind jedoch von mir an den nachprüfbaren Gegebenheiten entlang erfunden. Manns Gedanken angesichts der Münsteraner Orte orientieren sich aber an realen Thematiken, die zu dieser Zeit für ihn akut gewesen sind. Die Beschäftigung mit der Antike, mit Goethe, der Psychoanalyse fallen genau in diese Phase, die ihn nach seiner Rückkehr nach München zum Italienaufenthalt und letztendlich zum Tod in Venedig führt. Erst mit diesem Text, der viele der in

meinem Buch angesprochenen Probleme thematisiert, ist die Krise im Werk Thomas Manns als abgeschlossen zu bezeichnen. So liegt ein kleines Stückchen Entstehungsgeschichte der großen Mann-Novelle um den Künstler Gustav Aschenbach auch in der westfälischen Provinz. Einige originale Briefstellen und Zitate, die dies belegen, sind in den Text eingeflochten.

Die Figur des Otto Seeck in diesem Buch entspringt in ihrem Wesen und Auftreten wesentlich mehr meiner Phantasie, jedoch habe ich mich auch hier bemüht, seine reale Herkunft und Biographie nicht ganz zu ignorieren. Als bedeutende Figur für die Stadt Münster und ihre Universität sei er nicht zu

unterschätzen, wenn er auch hier nur als Stichwortgeber und „Sidekick“ für den großen Autoren fungiert. Unter Historikern ist sein Rang unbestritten und seine Rolle berechtigterweise gewichtiger als hier.

Quellen:

Münster vor 100 Jahren

von Anja Gussek-Revermann,

Aschendorff Verlag, 2000

Gert Heine/Paul Schommer:

Die Thomas Mann Chronik,

Vittorio Klostermann Verlag

Helmut Koopmann:

Das Thomas Mann Handbuch,

Fischer Verlag

Friedrich Kienecker: *Peter Hille- Ein Leben unterwegs*, Schöningh, Paderborn, 1979

Artikel: *Schatzhaus westfälischer Kunst*

v. Gerd Dethlefs aus: *Heimatspflege in Westfalen*, 21. Jahrg.2/2008

Bei den Werken Thomas Manns zitiere ich aus deren Ausgaben des Fischer Verlags. Wörtliche Zitate finden sich (in der Regel kursiv gesetzt) aus den Werken: *Königliche Hoheit*, den *Tagebüchern* und den *Briefen* Thomas Manns.

Auch die Pressestimmen zu Thomas Manns Lesungen 1911 sind z.T. wörtlich aus den genannten Zeitungen zitiert.
